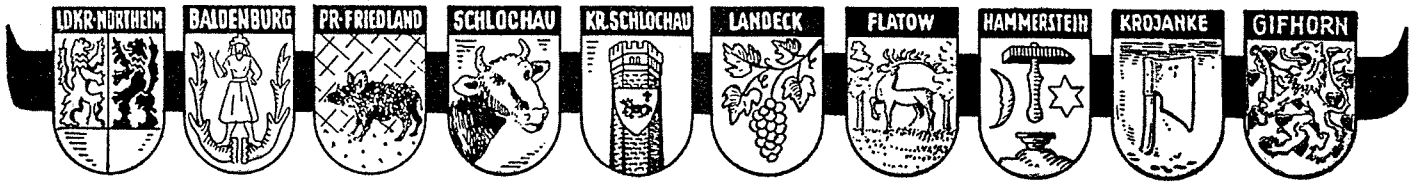


Neues Schlochauer-Flatower Kreisblatt



6. Jahrgang

Heide/Holstein, am 24. Mai 1958

Nummer 5 (65)

Kassel ruft!

Wieder einmal werden sich nach einer Pause von zwei Jahren die Pommern zu einem großen Bundestreffen vereinen. Nach den Bundestreffen in Hamburg, Hannover, Essen und Bochum, die allen Beteiligten noch in guter Erinnerung sind, ist diesmal Kassel, die hessische Hauptstadt, dazu auserwählt worden, 80 000 Landsleuten Gelegenheit zu einem Wiedersehen zu geben.

Vor nunmehr zehn Jahren wurde die Pommersche Landsmannschaft gegründet. Und es ist kein Zufall, daß die Jubiläumsfeier zu Pfingsten 1958 gerade in Hessen, dem Zonengrenzland, begangen wird. Die Pommersche Landsmannschaft wurde nämlich in Korbach, Kreis Waldeck aus der Taufe gehoben. Landsleute, die in dieser Gegend eine neue Heimat gefunden haben, entsinnen sich noch, wie der jetzige Bundesgeschäftsführer Wilhelm Hoffmann von dem Städtchen Twiste im Waldeckischen aus zu Fuß oder mit dem Rade von Haus zu Haus kam, um pommersche Heimatvertriebene aufzustöbern. Aus diesem kleinen Beginnen von damals ist längst eine stattliche Vertriebenen-Vereinigung geworden, tief gegliedert und bis ins letzte Dorf reichend.

Nach all den machtvollen Kundgebungen der Pommerschen Landsmannschaft soll nun das diesjährige Deutschlandtreffen, das unter dem Leitwort „Pommern lebt! 10 Jahre Bundeslandsmannschaft Pommern!“ durchgeführt wird, ein Höhepunkt in dieser Reihe werden.

Noch ein weiteres macht Kassel als Tagungsort für die Pommern besonders geeignet. Es gilt nämlich von dieser Stadt mit vollem Recht das Dichterwort „Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“ In einer der am meisten zerstörten Städte Deutschlands wurde ein groß angelegter Wiederaufbau durchgeführt, so daß heute schon wieder rund 200 000 Bewohner in der seinerzeit fast „ausradierten“ Hessen-Metropole leben. Nicht weniger als 60 000 Wohnungen wurden allein in dieser Stadt wiederaufgebaut, meist sogar ganz neu errichtet. Mehr als 100 000 Menschen finden in den Mauern dieser Stadt wieder Arbeit.

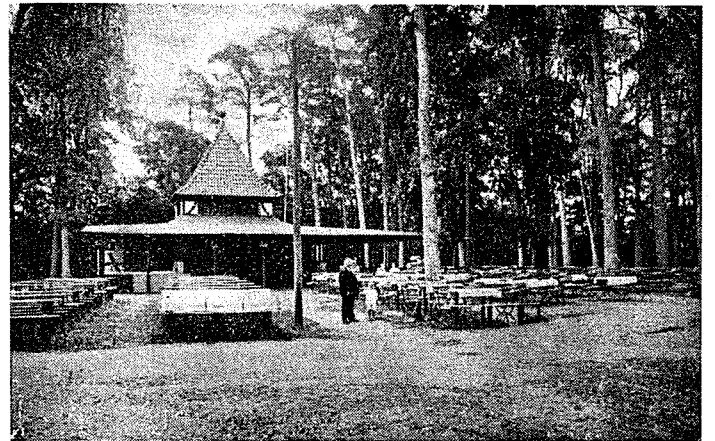
Kassel, die Großstadt im Grünen, ist reich an Parks und Schlössern. Die weite Grünfläche der Karlsäue, die vor Jahren die Bundesgartenschau aufnahm, wird diesmal der Schauplatz der Hauptkundgebung des Pommerntreffens sein, die im nahen Auestadion stattfindet.

Das eigentliche Wahrzeichen von Kassel aber ist der Herkules, die Riesenfigur auf dem gewaltigen Oktogon, auf dem Gipfel des Habichtwaldes, von dem sich die berühmten Wasserkünste in den Schloßteich von Wilhelmshöhe, dem eindrucksvollen Kaiserschloß, ergießen. Mit seinen weiten Anlagen umfaßt es mit der Löwenburg den größten Waldpark Europas. Für das Deutschlandtreffen hat Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer die Schirmherrschaft übernommen.

Die einzelnen Veranstaltungen

Bereits am Pfingstsonnabend um 16 Uhr findet im Kolpinghaus eine Tagung der pommerschen Bauern statt. Sie wird erst um 19 Uhr beendet sein.

Wie bekanntgegeben wird, findet am Pfingstsonnabend ab 20 Uhr im Kolpinghaus, Freiheit 2 am Stern, ein Grenzmarkttreffen statt. Allen Landsleuten, die bereits am Sonnabend in Kassel eintreffen, wird der Besuch dieser Veranstaltung empfohlen.



Flatow. Das Tiergartenrestaurant ist zum Empfang der Gäste gerüstet. Doch das war einmal . . .

Der Sonnabendabend wird durch drei weitere Veranstaltungen ausgefüllt, die alle um 20 Uhr beginnen. Der große Bunte Abend in der Stadthalle steht wieder unter der bewährten Leitung des Intendanten Kayser, Kolberg. Die kulturelle Veranstaltung im Ständehaus, ein Heimatabend, bringt musikalische Darbietungen. Eine Jugendveranstaltung der Pommernjugend findet in der Aula der Heinrich-Schütz-Schule statt.

Um 22.30 Uhr veranstaltet die Pommernjugend auf dem Platz vor dem Rathaus eine Bekenntnisstunde.

Weiter ist im Zeltrestaurant in der Aue eine „Lange Nacht“ vorgesehen, auf der eine Blaskapelle ihre munteren Weisen ertönen lassen wird.

Der Pfingstsonntag beginnt mit einem Platzkonzert des Grenzschutz-Musikkorps auf dem Bahnhofsvorplatz in der Zeit von 8 bis 9 Uhr. Von 9 bis 10 Uhr finden evangelische und katholische Gottesdienste statt.

Die Großkundgebung im Aue-Stadion beginnt um 10.30 Uhr. Sie wird um 12.30 Uhr beendet sein.

Anschließend treffen sich die Landsleute der Grenzmarkkreise in den Zelten am Aue-Stadion. Und zwar trifft sich der Heimatkreis Schlochau im Zelt Nr. 5, welches Raum für 900 Personen bietet. Der Heimatkreis Flatow trifft sich im Zelt Nr. 3 (mit Plätzen für 800 Personen). Der Heimatkreis Dt. Krone trifft sich im Zelt Nr. 2, der Heimatkreis Schneidemühl trifft sich im Zelt Nr. 7 und der Netzeck trifft sich im Zelt Nr. 4. Die einzelnen Zelte sind nur etwa 150 Meter voneinander entfernt, so daß die ehemaligen Grenzmarkler sehr leicht zu ihren ehemaligen Nachbarn gelangen können.

Voraussichtlich wird vom Kasseler Hauptbahnhof aus ein Direktverkehr der Straßenbahn zur Zeltstadt durchgeführt.

Den offiziellen Abschluß des Haupttages stellt um 21 Uhr der Große Zapfenstreich dar, der durch das Grenzschutzkommando Mitte mit Musikkorps des Bundesgrenzschutzes durchgeführt wird.

Wir sind zu Pfingsten in Kassel zu treffen

Zur freundlichen Beachtung: Diese Liste erhebt bei weitem keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Das ist deswegen schon nicht möglich, weil sich sehr viele Landsleute erst in den letzten Tagen zu einer Teilnahme entschließen. Die Liste wurde bereits am 10. Mai abgeschlossen. Zu vermerken ist noch, daß die Pommersche Landsmannschaft mit einer Teilnehmerzahl von etwa je 900 Landsleuten aus den Kreisen Schlochau und Flatow rechnet. Jeder Heimatkreis ist diesmal gemeinsam in einem Raum untergebracht.

Familie Emil Gutzmann, früher Prechlaueremühl; Willi Wendt, früher Lichtenhagen; Frau C. Kelsch, Frau Käthe v. Sichert, geb. Kelsch, Frau Ruth Eppens, geb. Kelsch mit Familie, früher Schlochau; Frau Anna Semrau, früher Schlochau-Anna-Hof, Hasselerstr.; Walter Pufahl, früher Schönberg/Baldenburg; Wilhelm Bollmann, sowie Familie Willi Bollmann, früher Baldenburg; Frau Maria Poeplau mit einigen ihrer Kinder, früher Steinborn;

Heinz Dobberstein und Frau Luise Dobberstein, früher Flatow; Gustav Riek, früher Flatow; Elektromeister Oskar Bomhardt und Frau Frieda, früher Tarnowker Mühle; Familie Paul Juhnke, früher Tarnowke;

Anwesend sind auch die Heimatkreisvorstände Schlochau und Flatow.

Krojanke - wie es heute ist (5)

Die alte Stadtmühle der Familie Schmekel-Hückel ist als jetzige Staatliche Schulmühle oder auch Mühlenschule zur Ausbildungsstätte vieler junger Polen geworden. Zu ihr gehört heute der gesamte Mühlenbetrieb, das Schloß mit Gutshof und anliegenden Gebäuden, die ganze Gärtnerei Look, die erweiterten Werkstätten der Firma Schmudlach, die beiderseitigen Rundhäuser am Bahnhof und die Turnhalle. Rund 200 Schüler bzw. Schülerinnen erhalten hier ihre Ausbildung, die sich bis zum Ingenieur erstrecken kann. Die Mühle selbst wurde modernisiert und mit vielen technischen Neuerungen versehen, da ihr viele staatliche Förderungsgelder zufließen. Das Wohnhaus der Familie Schmekel-Hückel dient teils zu Büro Zwecken und andererseits wird es von leitenden Angestellten des Betriebes bewohnt. Das frühere Stallgebäude ist ein Laboratorium geworden und beherbergt außerdem Dusch- und Baderäume. Das Schloß stellt das eigentliche Schulgebäude dar. In ihm befindet sich auch die Küche, von der aus die Schüler versorgt werden. Die Anlagen vor dem Schloß sind sehr gepflegt und schön. Die Rundhäuser am Bahnhof dienen den Schülern als Unterkunftsräume. Auch hier ist der freie Platz schön und sauber gehalten. Von einem Fahnenmast weht die polnische Flagge auf diesem Platz, zu dessen Hissung und Einholung sich die Schüler täglich versammeln. Die Werkstätten der Firma Schmudlach sind als Schlosserei und Schreinerei in Betrieb. Die Turnhalle ist vor allem außer für Sportzwecke zur kulturellen Betreuung der Schüler gedacht. In ihr wurden auch schon öfters von den Schülern für die Allgemeinheit Theaterstücke aufgeführt. Vermerkt sei noch, daß außerdem zur Mühlenschule ein gutes Stück Land der früheren Blankenfelder Domäne gehört. —

Als dritter tragender Pfeiler des Wirtschaftslebens von Krojanke muß das Sägewerk der Familie Ulrich erwähnt werden. Auch hier findet eine Anzahl der Bewohner Arbeit und Verdienst. Das Unternehmen ist ebenfalls staatlich und wird von Herrn Kokowski verwaltet, der mit seiner Familie auch die Villa der Familie Ulrich bewohnt. Der Holzplatz ist wesentlich vergrößert. In dem zweiten, der Familie Ulrich ebenfalls gehörenden Haus an der Steinauer Straße ist jetzt die Oberförsterei untergebracht. —

Die Zement- und Kalksteinfabrik Martenka ruhte bis Ende 1956. Inzwischen soll auch hier die Arbeit wieder aufgenommen worden sein, so daß ein weiteres Unternehmen für Beschäftigung sorgt. Die Fabrik ist in den Händen und unter Leitung seines früheren Besitzers. —

Das frühere Pfarrgut ist — wie schon erwähnt — verstaatlicht worden. Durch diesen Betrieb wurden hinter der Bahnstrecke in Richtung zur Alten Badeanstalt mehrere Häuser für Arbeiterfamilien gebaut. Das Gut unterhält eigene Maurer, Elektriker und vielerlei Handwerker. Die Staatliche Güterverwaltung für dieses und alle umliegenden Güter ist im früheren Haus der Familie Wick untergebracht.

Mit diesen kurzen Auszügen über das heutige wirtschaftliche Leben soll der Bericht über Krojanke beendet werden. Es ist kein lückenhafter Überblick über alles, was heute in Krojanke lebt und vor sich geht. Sicher werden einige der jetzt erst Umgesiedelten meinen Bericht für lückenhaft und ergänzungsbedürftig empfinden. Sie alle mögen meinen Bericht zum Anlaß nehmen, selbst etwas über unser Heimatstädtchen zu schreiben und es den Landsleuten mitzuteilen, die bereits über ein Jahrzehnt

den heimatlichen Boden nicht mehr betreten konnten. Ich weiß, daß viele unserer früheren Mitbürger gerne und oft gedanklich durch die stillen Straßen jenes kleinen und oft verschlafenen scheinenden Ortes wandern, der uns allen Heimat war und Heimat bleibt. Sehen wir heute auch schmerz erfüllt die tiefen Wunden in jenem Stadtbild, so wissen wir doch, daß es gerade jetzt, da es für uns alle unerreichbar ist, mit wirklich echter Heimatliebe bedacht wird. Wollen wir diese Liebe pflegen bis zu jenem Tage, an dem wir mit dem Aufbau unseres kleinen aber noch viel schöner werdenden Heimatstädtchens Krojanke wieder beginnen können und alle auf dem alten Marktplatz geschart dankbar in das große Te Deum einstimmen, daß uns — was Gott geben möge — wie früher vom Turm der alten Marktkirche die Kapelle Calließ spielen möge.

Karlsruhe-West, den 23. November 1957

Hambacher Straße 22

Kurt Platscheck

Bericht der Frau Selma Meifert über die Kämpfe im Walde von Linde-Sandkrug (2. Teil)

Von Albert H. Müller, Nordenham, Hafenstr. 59, früher Linde

Am nächsten Tage schickte der Truppenkommandeur (vom Sandkrug) und ließ uns bestellen, wir sollten sofort weiter nach Düsterbruch (bei Pr. Friedland) über Blugowo-Minnenrode fahren. Auf dem Schlachtfelde liefen herrenlose Pferde herum, von denen Frau Draheim zusammen mit ihrem Bruder drei ausgehungerte einfangen konnte. Diese spannten sie vor den Wagen. So kamen wir nachts gegen ein Uhr in schrecklichem Schneegestöber, bei Sturm und Kälte in Düsterbruch an. Hier traf wir eine Einheit, ungefähr 300 Mann stark mit Feldküche, die auch die Soldaten in Linde gegen fünf Uhr nachmittags mit Essen versorgte. So waren wir stets über das im Bilde, was sich in und bei Linde ereignete. Einmal war Herr Lüdtke, ein anderes Mal waren seine beiden Töchter mit der Feldküche mitgefahren. Sein Hof war immer noch von deutschen Soldaten besetzt. Auf meinem Feld, im Hof und im Garten lagen viele Leichen von Russen. Die zurückgekommenen polnischen Arbeiter mußten die Russen begraben. Die Deutschen hatten geringe Verluste, es lagen nur wenige tote Deutsche dort.

Bei Pauers hatte eine Handgranate Frau Pauers getötet und beide Kinder schwer verwundet. (Ein Kind ist am Leben geblieben und wohnt jetzt bei Verwandten in der sow.-besetzten Zone). Das einstürzende Haus tötete Gustav Reschke, dessen Frau und einen elfjährigen Enkel. Alle drei waren bei Pauers untergekommen.

In Düsterbruch lebten wir neun Tage. Menschen und Pferde wurden gut gepflegt. Eines Nachts war plötzlich Alarm und wir zogen mit der ganzen Einheit samt Feldküche ab. Mit unserem und Lüdtkes Wagen bildeten wir das Ende der Marschkolonne. Die Russen waren mit ihren Panzern schon sehr nahe.

Wir kamen mit vieler Mühe bis Bärenwalde und nach vielen Tagen bis Bublitz, das noch frei von Russen war. In Bublitz traf ich zufällig meinen Neffen Leopold Draheim, der dort beim Volkssturm war. Wir zogen weiter bis Dargen, einem Dorf bei Bublitz, wo mein Neffe zu Hause war. Dort hausten wir im Bahnhofslokal, krank, hungrig und zerschlagen von all den Strapazen. Nach einigen Tagen mußte das ganze Dorf frühmorgens um fünf Uhr flüchten. Die Russen hatten Bublitz erobert. Da die lettischen Soldaten flüchteten, waren die Deutschen zu schwach. In der Stadt Köslin tobten furchtbare Kämpfe. Ich wurde mit meiner Nichte von den anderen Verwandten getrennt. Diese hatten sich in letzter Minute retten können und gelangten glücklich über die Oder.

Belgard an der Persante wurde am letzten Februartage kampflös übergeben, alle Sirenen ertönten gleichzeitig, um die Übergabe zu bekunden. Mein kleiner Treck war etwa 2 Kilometer hinter Belgard. Am 1. März traf ich in Körlin ein. Der Bürgermeister wollte die Stadt nicht einfach übergeben. So wurde die ganze Stadt verwüstet. Die Russen brannten die Stadt an, johlten, schossen und schrieten. In Körlin stieß ich auf eine Gruppe Franzosen, die uns für einige Stunden Quartier gaben.

Vor Körlin retteten wir uns an das Ufer der Persante, wo russische Artillerie gegen deutsche Geschütze kämpfte. Der Treck war zweimal unter starkem Beschuß. Tote Menschen, Pferde, umgestürzte Wagen, alles lag durcheinander. Aber man sah wenige verwundete deutsche Soldaten. Hinter Körlin sah es nach der Auflösung der Heeresverbände so aus: auf der Straße und in den Gräben lagen Waffen, Decken und militärische Ausrüstungsgegenstände. (Anm. d. Red.: Hier wirkte sich der Durchbruch der Russen nach Norden auf Kolberg zu aus. Sämtliche Treckstraßen wurden unterbrochen, die Trecks mußten umkehren.)

In Kolberg tobten schwere Kämpfe Tagen und Nächte hindurch. Viele Flüchtlinge kamen von dort zurück, zum Teil aus Zügen, die von Belgard aus nicht mehr durchgekommen waren. Über die Oder zu kommen, war hoffnungslos. In Körlin wurde das Durcheinander unter den Flüchtlingen immer größer.

Fortsetzung auf Seite 855

Aus der Geschichte unserer Heimatkreise

Als die Postkutsche fuhr!

Vom alten Postwesen im Kreis Schlochau von Bruno Giersche
Liebe Freunde, ihr kennt wohl noch alle das stimmungsvolle Gedicht von Lenau „Der Postillon“! Laßt euch um Gottes Willen nicht von dem Zauber dieser Dichtung so weit erfassen, daß ihr euch nach jenen Zeiten zurücksehnt! Die Wirklichkeit war nämlich viel nüchterner und eigentlich ohne jede Romantik. Davon weiß auch die Chronik unseres Heimatkreises ein Lied zu singen. —

Der erste regelrechte Postverkehr wurde in unserem Kreise durch Friedrich den Großen eingeführt. Die Postlinie, die unseren Kreis durchquerte, zweigte in Stargard/Pom. von der Hauptlinie ab und ging durch die Orte: Neustettin, Schlochau, Konitz, Mewe, Marienburg, von wo aus sie dann nach Königsberg weiterführte. Der Aufbau der Post ging sehr schnell vonstatten, so daß bereits am 1. 10. 1772 der erste Postwagen von Berlin nach Königsberg abfahren konnte. Die Schlochauer Postwärterei befand sich auf dem Gelände des späteren Hotels „Preußenhof“. Außer den regelmäßigen Posten, die unsere Kreisstadt mit Konitz, Pr. Friedland, Hammerstein und Jastrow verbanden, kamen hier noch zahlreiche Extraposten durch. Auch der Frachtfuhrbetrieb hatte einen beachtlichen Umfang. Oftmals hielten 20 und mehr schwer beladene Lastwagen, die von Berlin nach Königsberg oder umgekehrt unterwegs waren, vor unserer Postwärterei. —

Wie schon gesagt, es war wirklich kein Vergnügen dies Reisen mit der Postkutsche! — Die Schlaglöcher auf den schlechten Wegen, die ungefederten Achsen, der enge Wagenplatz . . . es war schon so, wer nicht reisen mußte, blieb lieber daheim. Mehr als einmal geschah es, daß die Postkutsche umstürzte; dann gab es Knochenbrüche und andere Verletzungen. Kein Wunder, daß sich auch unser Schlochauer Postmeister mehr als einmal beim König über den schlechten Zustand der Straßen beklagte. Doch der Alte Fritz gab zur Antwort: „Die Wege sind gut; denn ich bin sie größtenteils selbst passiert und weiß, daß sie ebenso wenig Reparatur bedürfen wie die Straßen zwischen Berlin und Charlottenburg. Die Postillone sind verantwortlich und für jedes Umwerfen des Wagens mit 50 Stockprügeln zu bestrafen.“ —

Der Alte Fritz wußte nicht, daß die Straßen, die er befuhr, kurz vorher notdürftig ausgebessert wurden.

Etwas angenehmer war das Reisen für die fürstlichen Personen, die mit der Extrapost fuhren. Durch den gut organisier-

ten Vorspanndienst wurden hier ganz beachtliche Reisegeschwindigkeiten erzielt. Als z. B. im Jahre 1829 die Kaiserin von Rußland mit dem Kronprinzen von Preußen unsere Stadt passierten, legten sie die Strecke Jastrow—Marienburg (25 Meilen) in einem Tage zurück.

Bei den fürstlichen Reisen mußten unsere Bauern Vorspannpferde stellen; 4 oder 6 für jeden Wagen. Als z. B. 1834 die Kaiserin von Rußland mit ihrem Thronfolger nach Berlin fuhr, mußte Schlochau 38 Pferde stellen. Und als 1835 und 1838 das nämliche Herrscherpaar zur Kur nach Fischbach in Hessen fuhr, waren sogar 72 Pferde erforderlich. Von je 4 Pferden mußte 1 gesattelt sein. Zu Fuhrleuten durften nur zuverlässige und anständig gekleidete Männer bestellt werden. Sie traten auf dem Marktplatz an und empfingen dort vom Bürgermeister, der das Ganze leitete, weitere Befehle. Als Vorbote erschien auf dampfendem Roß ein Kurier, der die baldige Ankunft der hohen Reisenden ankündete. Dann schwang er sich auf ein anderes bereitstehendes Pferd und jagte zur nächsten Haltestelle. Sobald die fürstlichen Reisewagen hereinrollten, begannen die Glocken zu läuten, und die neugierige Menge umringte die Wagen, die zur Umspannung hielten. Indessen wurden die Räder mit Wasser begossen, und dann ging es wieder weiter. Die reisenden Fürsten blickten kaum zum Fenster hinaus, so daß die neugierige Menge selten auf ihre Kosten kam. Nur von der Kaiserin von Rußland ist bekannt, daß sie sich auf den Haltestationen gern huldigen ließ, während König Friedrich Wilhelm III. sich ausdrücklich jede Ehrenbezeugung verbat. König Friedrich Wilhelm IV. unterbrach im Jahre 1844 auf dem Wege nach Danzig für 2 Stunden seine Fahrt in Schlochau und besichtigte in dieser Zeit das Wäldchen und unsere Burgruine. Dabei entschlüpfte ihm im Hinblick auf den Neubau der ev Kirche, die sich an den mächtigen Burgturm lehnt, die Bemerkung: „Was soll das Türmlein an der großen Kirche?“ . . . 40 Jahre vorher hatte auch die Königin Luise in Schlochau halten lassen, um die Burgruine und das Wäldchen zu besichtigen. Besonders das Wäldchen löste ihr Entzücken aus; deshalb wurde dieser Platz im Volksmund auch Luisenhain, beziehungsweise Luisenhöhe genannt. Der Alte Fritz passierte dreimal unser Kreisgebiet und zwar in den Jahren 1773, 1775 und 1777. In unserer Stadt hat er nicht gehalten, dagegen stieg er in Konitz aus und erkundigte sich eingehend nach dem Stand des Weber- und Tuchmachergewerbes.

Bruno Giersche

Wie die Flatower Tuchmacher lebten Von Bürgermeister Carl Brandt-Flatow

Noch bis Ende des 18. Jahrhunderts blühte das Tuchmachergewerbe in Flatow. Die Meister waren fast ausnahmslos eingewanderte Pommern, bzw. Nachfahren solcher. In der heutigen Zeit kann man sich kaum noch die Einfachheit und Mühsal des Handwerkerlebens von vor zweihundert Jahren vorstellen. Unsere Tuchmacher wohnten vorzugsweise in der Schwenter- und in der Kirchenstraße, auch am Großen Markt. In diesen Straßen mit ihren einstöckigen Giebelhäuschen hörte man schon das Geklapper der Webstühle von weitem.

Wie sah es nun in einem Tuchmacherhause aus?

In dem halbdunklen gepflasterten Flur war ständig ein starker unangenehmer Geruch. Der kam von dem unter der Treppe stehenden Fasse, in dem der zum Waschen der Wolle und zum Walken der Tuche benötigte menschliche Urin aufbewahrt wurde und von dem in der Nähe stehenden Leimküwen. Hinter dem Flur, unter dem riesigen Rauchfange, war die Küche, in der neben der Nahrung für Mensch und Vieh, sowohl der Urin wie der Leim gekocht wurden. Neben dem Flur war die Stube, oft, ja meistens, außer Flur und Küche der einzige Raum der ganzen Wohnung.

In der einen Ecke der Stube stand das umfangreiche Himmelbett mit seinen bunten, blauen oder grünen Vorhängen. Darunter lagen, als man sie auch schon hier anbaute, meistens die im Hause gebrauchten Kartoffeln. In einer anderen Ecke stand der Webstuhl, am Fenster das große Spinnrad und einen ansehnlichen Platz nahm der große Kachelofen ein. Dieser war von der Wand so weit entfernt, daß man bequem hinter ihm, in der sogenannten Hölle, Platz hatte. Hier stand gewöhnlich ein Holzgestell, an dem auf Fäden oder Stöcke gereiht, Scheiben von Wruken, fingerdick, zum Trocknen aufgehängt waren. Im Lande Posen hießen diese Scheiben Panitschken. In Würfel geschnitten dienten sie der aus Kartoffelreibsel, Wasser — und wenns gut war, mit Milchzusatz — bereiteten Morgensuppe gewissermaßen als Würze.

Die Wolle, die man als wichtigsten Rohstoff gebrauchte, wurde beim Juden gekauft, der sie vom Bauern erhandelt hatte. Auf der Schiebekarre wurde sie nach Hause gebracht. Um sie waschen zu können, wurde sie zuerst in heißem Urin, in dem

Seife aufgelöst war, eingeweicht und der Tuchmacher knetet sie in dieser warmen Lauge mit bloßen Füßen. Dann wurde die Wolle, nachdem sie aus dem Laugefaß genommen war, mit den Füßen einigermaßen trocken gepreßt, in ein Tuch gewickelt und auf der Karre nach dem See gefahren, wo an Holzgerüster große Körbe hingen, in die die schwitzende, dampfende Wolle gelegt wurde. Die Körbe wurden nun im Wasser tüchtig geschwenkt, die Wolle vielmals mit eigenartigen Haken durchgearbeitet, bis sie sauber war. Dann wurde sie wieder, so weit als möglich, trockengedrückt und in Schwaden zu Hause an der Ofen zum Trocknen gehängt.

Man stelle sich vor, wie die Luft in einer solchen Wohn-Arbeits-, Schlaf-, Empfangs-, Kinder- und Geschäftsstube war deren Fenster im Winter gegen das Eindringen der Kälte häufiger an den Fugen mit Papier verklebt waren! —

Wenn die Wolle getrocknet und gesponnen war, wurde derjenige Teil, der zur „Kette“ gebraucht wurde, geleimt, d. h. er wurde in ein Faß mit warmer Leimbrühe gelegt, vom Tuchmacher hierin mit den Füßen durchgeknetet, dann sorgsam ausgewunden, getrocknet und weiter verbraucht. Frauenarbeit war das Spinnen der Kuhhaare für die Kanten des Tuches, der so genannten Eggen.

Der Meister webte nun seine Tuche selbst auf dem Webstuhl in dem er stehen mußte. Ehe die Wolle hierzu gesponnen war wurde sie gefärbt. Das geschah wohl immer in der Köntzer'scher Färberei am Stadtsee.

Nachdem das Tuch — fast immer in Stücken von 22 Ellen — gewebt war, wurde es nach der Walkmühle gebracht, dort, wo heute die Gutsbrennerei liegt. Es war eine alltägliche Erscheinung im alten Flatow, die Tuchmacher mit der Schubkarre und der Tuchballen darauf nach der Walkmühle trotten zu sehen. Eben so, wenn sie die zum Walken nötigen Stoffe hinbrachten. Der Tuchmacher hat man sich in einer kurzen, blauen Jacke, enger anliegenden Hosen mit darüber gezogenen, naturfarbigen wollenen Strümpfen, Holzschuhen oder später Holzpantoffeln und einer großen Schirmmütze vorzustellen. Auf der Schulter trug er das Trageholz, oder, wie man bei uns sagt, die Trage, an deren einen Haken ein großes Holzgefäß mit Urin und an den

andern Haken ein Holzkasten voll Seife hing. Hieraus wurde die Walklaugere bereitet. Der Urin war so begehrt, daß die Tuchmacher die Erlaubnis hatten, ihn in großen Fässern selbst in den Schulen zu sammeln, und jeder ordentliche Lehrer hielt darauf, daß dieser kostbare Stoff auch in das bestimmte Sammelgefäß kam. Auch in anderen Bürgerhäusern wurde Urin gesammelt und an die Tuchmacher verkauft.

Nachdem das Tuch gewalkt war — unsere Tuchmacher hatten in ihrer Walkmühle einen eigenen Walkmeister — kam es naß auf den Tuchrahmen. Eine Anzahl von solchen Rahmen standen an dem Wege, der zuerst rechts in den Tiergarten führt. Hier wurde das Tuch der Länge nach auf Hunderten von Häkchen — den „Clavieren“ — an den Eggen befestigt und später die eine Schmalseite an einer drehbaren Walze festgemacht. Nachdem das Tuch trocken, wurde es an dieser Walze gereckt, gewöhnlich um sechs Ellen. Dann war es in der Hauptsache fertig, d. h. nicht „nadelfertig“ oder „krumpffrei“, „krumpffrei“. Sobald ein solches Tuch naß wurde, kroch es zusammen, „krumpfte ein“. Der Schneider, der nun solches Tuch verarbeiten wollte, breitete es auf seinem Tische zunächst aus. Neben ihm stand ein Topf Wasser. Er nahm nun einen Mund voll Wasser und pustete es auf das Tuch und bearbeitete dies tüchtig mit einer Rute. Das Tuch krumpfte dann soviel zusammen, daß der Schneider zuschneiden konnte. Die Eggen wurden abgeschnitten und zu vorzüglichen Hosenträgern und sonstigen guten Dingen verwandt.

Es kam endlich eine Zeit, da krumpffreie Ware verlangt wurde. Dann tat der Tuchmacher das, was soeben vom Schneider gesagt war. Wenn er es sehr gut machte, dann nahm er Zuckerwasser, das dann zum Guten den Glanz und Schimmer fügte. Wenn der Meister nicht ganz ehrlich war, dann machte er nur die ersten Ellen krumpffrei und betrog den Kaufmann, der das ganze Stück nicht aufwickelte und nachprüfte.

Unsere Tuchmacher lieferten ihre Waren hauptsächlich nach Danzig und, nachdem die Stadt preußisch war, auch nach Frankfurt a. O. und Leipzig auf die Messe. Aber sie besuchten auch die Jahrmärkte der Umgegend und verkauften hier neben allen möglichen Tuchen auch viel Flanelle.

Es war ein mühseliges Stücklein Brot, das der Tuchmacher aß. Neben seinem Handwerk betrieb er auch noch ein wenig Landwirtschaft, braute sich sein dünnes Bier und brannte seinen schlechten Schnaps. Auch den Tabak kannte er und baute ihn vielfach selbst an. Die Pfeife hatte oftmals der — Schuster gemacht, nämlich die Röhre und den Abguß aus zwei zusammengehefteten Stücken Leder. Nur das Mundstück und den Kopf hatte der Drechsler geliefert oder man hatte sich's selbst gefertigt. Der Sonntag war dem Tuchmacher, der in der Woche von vier Uhr morgens bis zehn Uhr abends arbeitete, ein wahrer Ruhetag und der sonntägliche Kirchgang war etwas völlig Selbstverständliches und durchaus Notwendiges. Einer unserer angesehensten Tuchmachermeister war Christian Pannenberg, der auch Kirchenvorsteher war und dessen Name uns in der Zeit von 1730 bis 1742 öfter begegnet.

Der Festtag der Tuchknappen in Flatow

Längst verblichene Bilder aus dem deutschen Handwerkerleben unserer Stadt treten wieder lebendig vor unser Auge, wenn wir uns an die Feste der Zünfte in früherer Zeit erinnern. Im 18. Jahrhundert und bis in den Anfang des 19. war die Tuchmacherei hier die stärkste. Man kann schätzungsweise annehmen, daß sie über fünfzig Meister in der Stadt zählte. Die Zahl der Gesellen, oder wie sie sich nannten, Knappen, war wohl noch größer. Diese Tuchknappen feierten alljährlich um das Pfingstfest — etwa eine Woche nach dem zweiten Feiertage — Montag — ihr fröhliches Jahresfest, den „Zech-, Zug- und Ehrentag“. Unter Zeche ist soviel wie Zunft oder Bruderschaft zu verstehen.

Die Hauptsache des Festes war der Umzug. In schmucker Sonntagskleidung hatten sich die Knappen vor ihrer Schenke einzufinden. Im vergangenen Jahrhundert war sogar der Zylinderhut vorgeschrieben und ein Handstock mit silbernem Knopf. Der Zug selbst war folgendermaßen gegliedert: Voran die Musikanten, dann die beiden ältesten Lehrlinge mit der bekränzten Lade. Dann der Altgeselle mit dem „Szepter“ und der Schreiber mit dem großen, zinnernen Willkommenbecher, dem „Kelch“. Zwischen ihnen wurde die aus Blumen gewundene und mit Bändern und Schleifen geschmückte Krone getragen, die die Jungfern aus Immergrün und Paeonien gewunden hatten. Dann schloß sich die Schar der übrigen Tuchknappen an. —

Das Szepter war ein hölzerner, gedrechselter oder geschnitzter und bemalter Stab. Ihn führte als Zeichen seiner Würde der Altgeselle bei den jeweiligen Zusammenkünften, unter denen das „Quartal“ die wichtigste war. Der Willkommenbecher, Willkomm oder Kelch, war ein hoher, schöner, reich verzierter, vasenförmiger Becher mit Deckel, zum Umtrunk der Knappen bestimmt. Vielfach war er mit bei verschiedenen Gelegenheiten geschenkten silbernen Münzen mehr oder weniger reich behängt. Die Namen seiner Stifter und der damaligen Älterleute waren mit der Jah-

reszahl der Stiftung eingegraben. Auf der Spitze des Deckels stand ein kleines Figürchen. Das war Methusalem, in dem die Tuchmacher ihren Schutzherrn verehren und den sie für ihren Erz-Obermeister hielten. Er soll die Tuchmacherei, wie die Tuchmacher behaupten, erfunden und zuerst betrieben haben. Ein Hündlein soll das Schiffchen am Webstuhl ersetzt haben. Der Faden sei ihm an das Schwänzchen gebunden worden und es sei dann zwischen dem Garn des Aufzuges hin- und hergelaufen. Die Richtigkeit dieser Angaben zu beweisen, müssen wir indes den alten Tuchmachern selbst überlassen.

War der Festzug geordnet, so setzte er sich nach der Walkmühle im Tiergarten in Bewegung, mit Paukenschlag und Musik die Straßen der Stadt durchziehend. Halt gemacht wurde beim Obermeister und den Älterleuten der Innung, beim Bürgermeister, bei den Geistlichen — unsere Tuchmacher waren ausnahmslos evangelisch — beim Arzt, beim Grundherrn und anderen vornehmen Leuten. Ihnen wurde ein Ständchen gebracht. Dies bestand zumeist aus einem gesungenen Choral, dem einige Weisen folgten, die die Pfeifer, oder sonstige Musikanten zum Besten gaben. Die mit sothanem Ständchen Beehrten hatten auch das auserlesene Recht, einen mehr oder weniger hohen Betrag zum Besten des ganzen Festes opfern zu dürfen. Dadurch kam dann soviel zusammen, daß der Säckel, die „Pinke“, selbst nur wenig für die Veranstaltung auszugeben brauchte. In der Walkmühle war die Herberge der Tuchknappen. An dem Mühlenhause unter der Traufe war ein eiserner Arm befestigt, reich verschnörkelt, der das Zeichen der Tuchmacher trug: Ein Weberschiffchen von zwei oder vier Tuchkratzen umgeben.

Heute standen zu beiden Seiten dieses schönen, alten Gewerkszeichens zwei Leitern, die bis aufs Dach reichten. Der Zug machte Halt. Altgesell und Schreiber trugen nun die Blumenkrone die Leitern hinauf und befestigten sie auf dem eisernen Arm. Dann kam das Hauptstück: „Die Predigt“. Diese wurde von den beiden genannten Ehrenbeamten abwechselnd von der Leiter herab gehalten. Darauf leerte jeder der Redner oben auf der Leiter auf das Wohl des Gewerks eine Flasche „Wein“ — die Marke ist nicht näher bekannt — und warf die leere Flasche rücklings über das Dach in den Mühlkolk. Die „Predigt“, soweit ihr Wortlaut noch feststellbar war, lassen wir am Schlusse dieser Ausführungen folgen. Ihr Inhalt und Wortlaut war immer derselbe, nur die Sprecher wechselten mit den jeweiligen Inhabern der beiden genannten Ehrenämter. Niemandem unter den vielen Zuhörern war diese altbekannte Predigt langweilig oder überdrüssig. Wie mögen wohl die Mädchen auf die Art des Vortrages dieser alten Reime durch die neuen, schmucken Altgesellen und den flotten Schreiber begierig gewesen sein! Und wie mögen diese sich die holperigen Verse, deren Dichter niemand kennt, wochenlang schon eingepaukt haben! So war die Feierlichkeit an der Walkmühle der Höhepunkt des Festes.

Der Abend brachte einen fröhlichen Tanz. Und man konnte damals — möchte man annehmen — noch herzlicher fröhlicher sein, als heute. Hatte man doch weniger Feste, die die sauren Arbeitswochen angenehm unterbrachen und in die strenge Zucht der Gewerke einen freundlichen Sonnenblick leuchten ließen. Zu diesem Tanze waren von den Jungfern der Stadt nur die Töchter der Tuchmachermeister zugelassen. Sie wurden durch die festlich gekleideten „Jungfernbitter“ rechtzeitig geladen und ebenso zum Tanze abgeholt. Der Kreis der Tänzer und Tänzerinnen war also bestimmt beschränkt, was in der Gemütlichkeit des Tanzabends eher förderlich, als nachteilig war. Vor allem aber gab es noch nicht unsere heutigen gehaltlosen, widerwärtigen und manchmal geradezu ekelhaften Schieber-, Apachen- und Niggertänze in drangvoll fürchterlicher Enge. Der Reigentanz war allein gültig und wir wissen heutzutage schon, was für wundervolle, anmutige und oft vornehm wirkende Volkstänze selbst in kleinbürgerlichen Kreisen geübt wurden und Allgemeingut waren.

Nur zu schnell verging der Tanzabend und mit ihm der schöne Zech-, Zug- und Ehrentag der Tuchknappen, von denen so mancher dieses oder jenes Meistertöchterlein mit Vatern und Müttern so früh nach Hause gehen sehen mußte. Die Begleitung eines Jünglings mußte sich damals noch jedes anständige Mädchen höflichst und nachdrücklichst verbitten.

Zum Ausschlafen des Katers nach dem herrlichen Flatower „scharf Getränk“ und dem gehaltvollen „Eigenbräu“ oder „Hiesigen“ blieb nicht viel Zeit, da im Sommer die Arbeit bei den Tuchmachern schon früh um vier Uhr begann.

(Schluß folgt)

Schlochau 1957 - Eindrücke einer Reise in die Heimat

Wegen des großen Wiederhalls, den diese Berichte bei den Lesern gefunden haben, wird im Spätsommer eine neue Folge veröffentlicht werden.

Pfingstgruß 1958

»Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens.« Epheser 4,3

Liebe evangelische Gemeindeglieder aus Schlochau und Flatow!
Der Platz für diesen Pfingstgruß ist knapp bemessen. Deshalb nicht viel Worte drum rum, sondern »hinein ins volle Menschenleben«.

Nicht wahr, wir wissen doch: Pfingsten ist die Geburtsstunde der Kirche. Pfingsten sind wir also nach unserer Gemeindezugehörigkeit gefragt, Paulus nennt das die »Einigkeit im Geist«.

Darf deshalb gefragt werden: Halten wir uns zur Gemeinde? Nehmen wir teil an dem kirchlichen Leben des Ortes, in dem wir jetzt wohnen?

Vielleicht denkt jemand und antwortet es vor sich hin: »Das geht nicht; die liturgische Form der Gottesdienste ist ganz anders als in der Heimat. Ich hatte unsere alte Form sehr gerne, an die hiesige kann ich mich nicht gewöhnen. Deshalb gehe ich lieber garnicht zur Kirche«.

Sag mal, ob Du Dir heute auch keine Kleidung kaufst, weil sie in ihrer modischen Form ganz anders ist als früher? — »Doch«, sagst Du? »Kleidung braucht man doch! Und auf die Mode kommt es garnicht an!«?

Deiner Antwort kann man nur fröhlich zustimmen. Aber erlaube die Gegenfrage: Kommt es denn in unserem Gottesdienst auf eine bestimmte liturgische Form an? Ist nicht dieses einzig und allein entscheidend, daß Gottes Wort gepredigt wird, wie wir es im Alten und Neuen Testament haben, daß gebetet und gesungen wird zur Ehre und zum Lobe Gottes, kurz: daß Gottes Heiliger Geist — wie Pfingsten in Jerusalem — unter uns wirksam ist, zu Jesus ruft und bei ihm erhält im rechten einigen Glauben? Nicht wahr, darauf kommt es doch an! Und das brauchen wir doch!

Oder brauchst Du das nicht? Jesus hat jedenfalls gesagt: Ohne mich könnt ihr nichts tun! — Aber mit ihm, und das heißt doch mit seinem Heiligen Geist, können wir alles tun.

Alles! Siehst Du, das ist die neue Möglichkeit seit Pfingsten. Alles! Das ist Leben, Aufbau, Wachstum, Kraft, Güte, Freundlichkeit, Versöhnung, Gemeinschaft. Menschen, die den Geist Gottes haben, begraben den Streit und mit ihm alle Komplexe. Auch den Komplex, Mensch zweiter Klasse zu sein. Das sind wir Heimatvertriebenen nicht, das sind aber auch die Einheimischen nicht. Wer den Geist Gottes hat, lebt von der Vergebung Gottes und schafft um sich eine Atmosphäre des Wiedervergebens. Wir nennen diese Atmosphäre Glauben.

Mit dem Herrn Christus — also getrieben vom Heiligen Geist — alles tun zu können, heißt nicht, Sünde tun zu dürfen. Denn Sünde ist »Nichts«, das Gegenteil von »Alles«. Sünde ist »Nichts«, ist Tod, Zerstörung, Verderben, Schwäche, Zorn, Haß, Entzweiung, Vereinzelung. Wer landet nicht bei diesen Dingen ohne den Herrn Christus?

Manchmal geht beides: Sünde und Glauben mitten durch uns hindurch. Das wird bleiben, solange wir in dieser Welt leben. Aber genau deshalb wurde Pfingsten! Die Sünde kann nun besiegt werden: der Glaube kann und soll nun triumphieren, in uns und um uns. Denn wir sind nicht mehr auf uns allein gestellt. Gott hat seinen Heiligen Geist gegeben.

»Herr, wir stehen Hand in Hand,
die dein Hand und Ruf verband,
steh in deinem großen Heer
aller Himmel Erd und Meer.

In die Wirrnis dieser Zeit
fahre, Strahl der Ewigkeit!
Zeig den Kämpfern Platz und Pfad
und das Ziel der Gottesstadt.

Mach in unsrer kleinen Schar
Herzen rein und Augen klar.
Wort zur Tat und Waffen blank,
Tag und Weg voll Trost und Dank.«

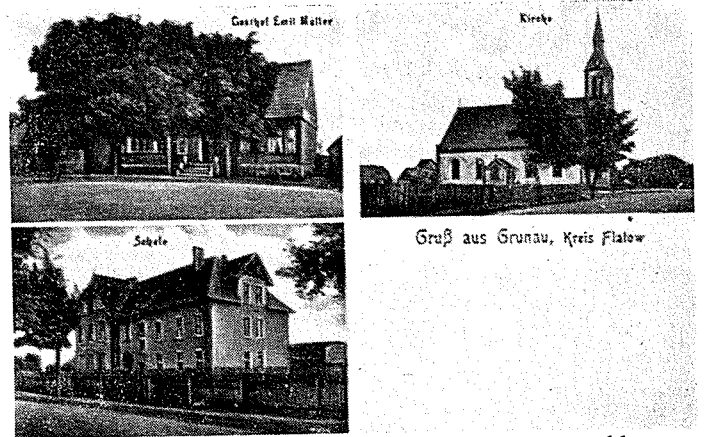
(Otto Riethmüller)

Mit herzlichen Segenswünschen zum Pfingstfest
Euer Horst Hoffmann-Richter, z. Zt. Pfarrer in Fellbach,
früher Schlochau, Langestraße 3.

Mit der Weisheit verlieh der Herr
eine Herzensweite gleich dem Meeresstrand.

4 Kön 4, 29

+ Prälat Dr. theol. Franciscus HARTZ, Prälat der Freien Prälatur Schneidemühl 1930—1953, zum 50. Priesterjubiläum. + Am 14. und 15. Juni wallfahren Priester und Gläubige der Freien Prälatur Schneidemühl in der Zerstreung zur Mutter Gottes nach Kevelaer und zum Grabe ihres Oberhirten in Hüls, um in Dankbarkeit ihres verstorbenen Prälaten zu gedenken, ihr Taufgelübde zu erneuern und ihre marianische Treue zu besteuern.
Prälat Dr. HARTZ war in Schneidemühl der Nachfolger des zum Bischof von Ermland ernannten Oberhirten Maximilian KALLER. Er wurde auch sein Nachfolger, als das Herz des Flüchtlings-Bischofs



Grunau. Mit dieser Aufnahme hofft Ldsm. Max Maschke, jetzt in Pattensen (Leine), Dammstr. 10, vielen Grunauern eine Freude zu bereiten.

Das jetzige Grunauer Gotteshaus wurde 1802 von dem damaligen Rittergutsbesitzer von Grunau und Kirchenpatron General Carl von Pelet erbaut. Auf dem alten Friedhof, der an der Kirche lag, waren sein Grab und die Gedenktafel noch erhalten. Hundert Jahre später, 1903, wurde die Kirche gründlich erneuert, gleichzeitig wurde auch der 34 Meter hohe Turm errichtet. Ob wir von Kamin kamen, oder aus dem Abteilfenster des Zuges zwischen Firchau und Buchholz blickten, oder am Stadtrand von Pr. Friedland standen, oder den Weg von Battrow kamen, immer erblickten wir am Horizont unsern Kirchturm.

Der Grunauer Pfarrbezirk war sehr groß. Pfr. Haacke hatte etwa 6 000 Seelen kirchlich zu betreuen. Er hatte sonntags immer in zwei Kirchen zu predigen; denn außer der Grunauer Mutterkirche waren noch die Kirchen in Battrow und in Marienfelde zu versorgen. Dazu kam noch der Konfirmandenunterricht in Grunau und in Battrow. So manches Mal sattelte Pfr. Haacke vor dem 1. Weltkrieg seinen Braunen und trabte nach Battrow. Später trafen wir ihn dann im Auto in seinem großen Pfarrsprengel. —

Das Grunauer Schulhaus wurde 1914/15 fertiggestellt und im Jahre 1939/40 erweitert. Willi Bleek

✕

Schmückt das fest mit Maien,

lasset Blumen streuen . . .

Wieder naht das schöne Pfingstfest. Unsere Gedanken sind an diesem Fest wieder in der lieben Heimat. Wir spüren förmlich den würzigen Duft des jungen Birkengrüns und des Kalmus, der an diesem Tage unsere Wohnungen durchströmte. Aber nicht nur unsere Wohnungen prangten im Birkengrün, nein, auch unsere liebe, große Grunauer Heimatkirche war zu diesem Fest mit Pfingstmaien geschmückt. Strahlten zu Weihnachten zu beiden Seiten des Altars die Weihnachtstannen im Lichterschmuck, so grüßten uns in der Frühe des Pfingstmorgens beim Festgottesdienst zwei Birken in ihrem zarten Maiengrün.

Das Pfingstfest im Frühlingssonnenschein ist ein schönes Geschenk Gottes. So wie er in jedem Mai die Erde mit einem neuen Gewand bekleidet, so schmückt er auch unser Herz mit frischer Hoffnung; denn Gottes Geist arbeitet in der ganzen Welt an allen Menschen, die guten Willens sind. Heiliger Geist, das heißt: Geist von Gott, der heilig macht. So beugen wir uns vor dem Herrn Jesus, der ganz voll vom Geist des Guten, von Gottes Geist, vom Heiligen Geist. — So möge der Heilige Geist auch unser Herz voll aufflammen lassen zu guten Gedanken, guten Worten und guten Taten, so daß wir wachsen am Geist Gottes, an den Heiligung, daß wir beten können.

„Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen, gewissen Geist. Verwirf mich nicht vor deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir.“

Willi Bleek

KALLER 1947 zu schlagen aufhörte und die Bürde auf den in Fulda bescheiden beheimateten Prälaten der Freien Prälatur Schneidemühl übertragen wurde.

Ein Kind der marianischen Bewegung im Kevelaerer Land, hat er seine Frömmigkeit bei seinen großen Lehrern der Gotteswissenschaft in Münster, in der Seelsorge in Berlin unter Graf GALEN vertieft und als leuchtendes Vorbild in dem Grenzlandbistum Schneidemühl vorgelebt.

Pastorale Klugheit, theologisch gereifte Beredsamkeit, eine personal verklärte Kreuzesliebe ließen den „Priester zwischen Zeit und Ewigkeit“ besonders damals erkennen und würdigen, als sein kleines Bistum zum weiten Missionsgebiet in der Zerstreung geworden, als sein Prälaten-Haus mit einem einsamen Stübchen in der

Bischofsstadt am Grabe des hl. Bonifatius vertauscht worden, als sein Bischofsstab zum Bettelstab für seine heimgesuchten Diözesanen und später im Auftrag der Fuldaer Bischofskonferenz für den ganzen breiten ostdeutschen Flüchtlingsstrom geworden war.

Der Kern dieser großen Priesterpersönlichkeit bliebe jedoch verdeckt, würde nicht der Keim ihrer begnadeten Seele bloßgelegt, aus dem alle ästhetische Entfaltung und theologische Gestaltung ihre Impulse nahm und zur Lebensmathematik wurde:

Gerechtigkeit und Liebe im Heilgeschehen.

In der moraltheologischen Schule bei seinem großen Lehrer Josef MAUSBACH reifte im jungen Priester der Sinn für Gerechtigkeit und Liebe am Strafproblem heran und gestaltete sich im Thema über Sinn und Zweck der Strafe. Allein diese kurzen Andeutungen lassen schon ahnen wie sehr später Lehre und Leben eins werden konnten, wie das Priester-und-Hirten-Sein zum Leben für Gerechtigkeit und Liebe wurde. Weg und Werk des Oberhirten werden schon sichtbar in der begnadeten Seele, die wissenschaftlich gerungen und priesterlich-theologisch sich geformt hatte in der heimatischen Bischofs- und Universitätsstadt Münster.

Als der Regens des Collegium Detteneanum zu Münster, gekrönt mit dem theologischen Doktorhut, die hohen Stufen der Alma Mater Monasteriensis verlassen hatte, erschien auch bald bei Aschendorff seine Inaugural-Dissertation „Wesen und Zweckbestimmung der Strafe von Franz HARTZ, Münster 1914“.

Die wissenschaftliche Arbeit griff in eine Diskussion ein, in der gerade die Reform des Strafrechts in Deutschland mit dem Versuch einer Überwindung des Positivismus und Empirismus unterwegs war. Die Strafrecht berührt die menschliche Gesellschaft in ihren Grundzügen und interessiert den einzelnen Menschen über das Diesseits hinaus. So konnten denn auch die wissenschaftlichen Disziplinen im Ringen um den Menschen an den gewonnenen wissenschaftlichen Erkenntnissen zu den schwebenden Rechtsproblemen nicht achtlos vorübergehen.

Die Pädagogik griff nach den Ergebnissen von Pestalozzi und Don Bosco über das Erziehungsprinzip der seltenen Strafe hinaus nach neuer psychologischer Durchdringung und wartete auf Erkenntnisse über das Gewissen. Die Juristen wiederum suchten mitten in der Reformbewegung zur Grundlegung der Fundamente des Rechtes sittliche Grundsätze. Bei der Vergeltungsstrafe mußte der Gedanke abgewertet werden, als entstamme sie der Rache, der affektiven Vergeltung nach dem Motiv: „Das sollst du mir aber büßen!“; stand doch die Rache am Anfang der Strafrechtsentwicklung.

Die Vergeltung steht unter der Alternative: Gerecht oder ungerecht. Die Strafe ist gerecht, wenn sie den wahren Schuldigen trifft in dem Maß, wie es der Art des Vergehens und der personalen Verschuldung entspricht. Im Mittelpunkt des Strafverfahrens sollen das Verbrechen und die Person des Verbrechens in ihrer Eigenart stehen. Nicht in formalistisch-legalistischem Vorgehen gegen den Gesetzesübertreter, sondern in personaler Begegnung gründet die Sinnhaftigkeit allen Strafvollzuges. Im Schutze der Gesellschaft und in der Besserung und Erziehung des Rechtsbrechers mündet der Zweck der Strafe.

In diese vertieften Diskussionen baute der Mausbach-Schüler Franz HARTZ in bahnbrechenden Weisungen seine moralphilosophischen und moraltheologischen Erkenntnisse ein.

Dabei fußte er auf Thomas von Aquin: „Die Strafen des gegenwärtigen Lebens werden nicht um ihrer selbst willen gefordert, weil hienieden nicht der letzte Zeitpunkt des Vergeltens ist, sondern insofern sie heilsame Strafen sind, sei es in Bezug auf die Besserung der Person des Sünders, sei es in Bezug auf das Wohl des Staates, dessen Ruhe durch die Bestrafung der Sünder sichergestellt wird.“ (Sum. theol. II — II, qu. 68 a. 1)

Unser Deutschritterordenskreuz

Wenn man aus unserem schönen Großbauerdorf Lichtenhagen nach Schlochau fuhr, führte die Straße geradewegs auf den Burgturm der evangelischen Kirche zu. Ebenso war es, wenn man von Schlochau kam, mit dem Turm der katholischen Kirche in Lichtenhagen. Es erweckte den Eindruck, als ob der Kirchturm in Lichtenhagen den Weg blockiere. Beide Türme wurden zur Deutschritterzeit gebaut, nur mit dem Unterschied, daß der Lichtenhagener gleich als Kirchturm errichtet worden ist, während der Schlochauer Turm als Wehrturm einer Ritterburg erbaut wurde. Diese soll damals, nächst der Marienburg an der Nogat, die zweitgrößte Burg im Osten gewesen sein. Obwohl die Marienburg sehr schwer durch Kriegseinwirkungen gelitten hat, ist sie heute noch die größte Burg Deutschlands.

Wer, wie ich, mit den beiden Städten Marienburg und Schlochau eng verbunden war — ich bin vier Jahre lang in Marienburg zur Schule gegangen —, der liebte das schwarze Kreuz im weißen Feld, welches auch die Stadt Marienburg im Wappen führte, besonders. Und wie erfreut war ich damals, als in den dreißiger Jahren an unserem Burgfried in Schlochau das Deutschordenskreuz, kurz unter den Zinnen in etwa fünfzig Meter Höhe, neu aufgetragen wurde.

Als vor wenigen Jahren unser Dorfkirchlein in Elben-Elberberg neu renoviert wurde, war ich nicht wenig überrascht, dieses Kreuz hier wiederzufinden. Ein Ritter in Rüstung, der seit der Errichtung des Gotteshauses neben der Eingangstür seinen Platz hat und Gottes Segen vor dem Aufbruch nach dem Osten erfleht, führt dieses Wappen in seinem Schild. Der gleiche Ritter steht in Marienburg oder könnte auch in Schlochau in der Kirche stehen. — So glaube ich jedesmal, wenn ich in unserer Kirche bin, ein Stück Heimat bei mir zu haben. Heimat? — Oder bin ich in der Heimat meiner Väter? Wer weiß es! Jedenfalls steht das Eine fest, daß unsere Vorfahren, die das Christentum nach dem Osten trugen, in der Überzahl aus dem mittel-deutschen Raum gekommen sind.

Hierzu möchte ich noch folgende Beispiele geben, die meine Auffassung erhärten: Der hessische Rundfunk läutet an jedem Sonnabend mit den Glocken einer Kirche des Hessenslandes den Sonntag ein. Hierzu werden kurze Erläuterungen gegeben. Als vor einiger Zeit die Glocken der Kirche der Heili-

Für heilsame Strafen ist der Mensch der Gerechtigkeit und der Liebe aufgerufen.

Im Wort Strafe schwingt das mittelhochdeutsche straffen = mit Worten tadeln, scheitern und das griechische streffein = wenden, kehren, biegen, lenken, steuern mit und in ihnen wohl Entschiedenheit und Strenge, aber nie Vergeltung!

Theologische Grundlegung und phänomenologische Deutung führen zu der Erkenntnis, daß nicht die Kenntnis des Gesetzes und dessen formalistische Beachtung zur Besserung und zur Vervollkommnung des Menschen führen.

Heilsames Strafen ist nur möglich durch die personale Begegnung, in der die betroffene und isolierte Person in Liebe aufgerufen wird, im Keim ihrer Seele von der des Mitmenschen, ergriffen wird von einem Vorbild, das sich zu ihr herabgelassen hat, an dem sie emporrankt in Ehrfurcht und zur Entscheidung kommt im Gewissen. Verliebtsein in die eigene Person und Autorität zerstört im Keim den Sinn der Strafe ebenso wie Eingriffe, die der Eigenart der betroffenen und zu strafenden Person nicht entsprechen. Heilsame Furcht führt zur Ehrfurcht und zur Einsicht, Einsicht in Liebe drängt zur Entscheidung. Der Achtung und Ehrfurcht folgt die Liebe. Auf Verachtung folgt Haß. Mit heilsamen Strafen müssen sich Verzeihen und Vergeben vereinen.

Reue bringt die heilsame Selbstbestrafung. In ihr ist das Gewissen verwirklicht, der Richter in der eigenen Brust, dessen Richterspruch sich niemand entziehen kann. Aus verdrängtem Schuldgefühl wächst die Gewissensverfälschung. Sie weckt Gewissensbisse und nährt Gewissensqualen. Wird in Liebe die Gewissensfurcht genährt, dann weitet sich das Auge für den eigenen Unwert, es lösen sich Gewissensbisse aus, es öffnet sich das Ohr den Gewissensregungen und der Tadel richtet sich gegen das Selbst. Wo die Liebe vorgelebt wird, da ruft sie zur Nachfolge auf, zur Neuschöpfung des Vorbildes im Abbild.

Dann wird neues seelisches Leben.

In einem durch das Vorbild verwirklichten Gewissen ist die sittliche Wertschau besonders befähigt, zu prüfen und zu entscheiden, „was das Gute, Wohlgefällige und Vollkommene, was der Wille Gottes ist“. — Röm 12.

Der einzige Sinn heilsamen Strafens kann nur sein:

Die subjektiven Voraussetzungen zu schaffen zur Umlenkung und Umorientierung des schuldigen Menschen zur sittlichen Person hin in einer geordneten Gesellschaft; die Heilungsvermittlung zu verwirklichen durch Erlösung zu einem Leben in Gott.

Im Heilsamen Strafvollzug werden sich das Maß der Gerechtigkeit und das der Liebe nicht immer entsprechen, da die Liebe ganz eigene Maße kennt. Die Gerechtigkeit darf jedoch nie der Liebe widersprechen. Eine Forderung, die der Liebe widerspricht, ist keine Gerechtigkeitsforderung.

Erst in der Liebesordnung vollendet sich die Rechtsordnung.

Als der nun selige Prälat Dr. theol. Franciscus HARTZ in der Nachkriegszeit seinen Hirtenstab als Bettelstab für die Seinen durch diese arme und gestrafte Welt trug, äußerte er einmal im Hinblick der Schweizer Berge über seine vertriebenen, zerstreuten und heimgesuchten Diözesanen diese Worte:

„Gerechtigkeit bringt nur der Tod allein.
Es bleibt uns also die Liebe.
Die Liebe vergibt allen.
Die Liebe erleidet alle.
Die Liebe erhofft alles.“

Dr. theol. Johannes Josef Schulz

gen Elisabeth in Marburg läuteten, wurde dazu gesagt: „Diese Glocken läuteten zum ersten Male im Jahre . . . bei der Segnung eines Trupps Deutschherrnritter, der gen Osten zog.“ Oder aber das Wappen am Kampfschild des Landgrafen Konrad von Hessen, der 1239—1240 Hochmeister des Ordens war, führte einen Löwen. Zwischen seinen Franken hielt der Löwe das Ordenskreuz der Deutschherren. Der Löwe ist seither das hessische Staatsemblem. Wenn auch geschichtlich feststeht, daß damals die Ritter ebenso aus Westfalen, Baden, Württemberg und Thüringen gekommen sind, so scheint mir hier in Hessen das Zentrum der damaligen Bewegung gewesen zu sein. War doch Marburg oft der Ausgangspunkt der Ritterzüge nach Marienburg. Ich glaube mit Sicherheit annehmen zu können, daß von unseren Schlochauer Landsleuten nicht wenige ihrer Vorfahren hessische Väter als Stammväter haben. Leider reicht unsere Ahnenforschung, die wir einige Jahre lang betreiben mußten, nur sehr selten bis ins 13. Jahrhundert zurück. Wenn es weit kommt, dann doch nur bis zum dreißigjährigen Krieg, der hier in furchtbarer Grausamkeit geführt worden ist. Schon damals wurden ganze Dörfer dem Erdboden gleichgemacht. Auch in meinem Feld in Elberberg sind noch Mauerreste zu finden. — Überbleibsel eines Dorfes aus damaliger Zeit.

Wir wollen, dürfen und können nicht auf unsere Heimat verzichten. Wir wollen aber — getreu der Charta der vertriebenen Deutschen — friedlich unsere Heimat erobern. Wir wollen unser altes Banner, das schwarze Kreuz im weißen Feld, welches sieben Jahrhunderte über unseren Landen geleuchtet hat, wieder gen Osten tragen. Nicht als Kampfwappen soll es uns dienen, sondern als Kreuz und Zeichen der Versöhnung aller Christen.

Flüchtlinge und Vertriebene hat es zu allen Zeiten gegeben. Es gibt sie auch heute noch an vielen Plätzen der Erde.

Für sie alle hat einmal der französische Flüchtling Adalbert Chamisso, den eine Revolution nach Deutschland trieb, mit folgenden Worten seine Sehnsucht zur verlorenen Heimat zum Ausdruck gebracht:

„So stehst du, o Schloß meiner Väter,
mir treu und fest in dem Sinn.
Und bist von der Erde verschwunden,
der Pflug geht über dich hin.“

Willi Wendt-Lichtenhagen

Schlochau 1957 — Eindrücke einer Reise in die Heimat (6)

Von Dr. Horst Buchholz

(Nachdruck — auch auszugsweise — verboten)

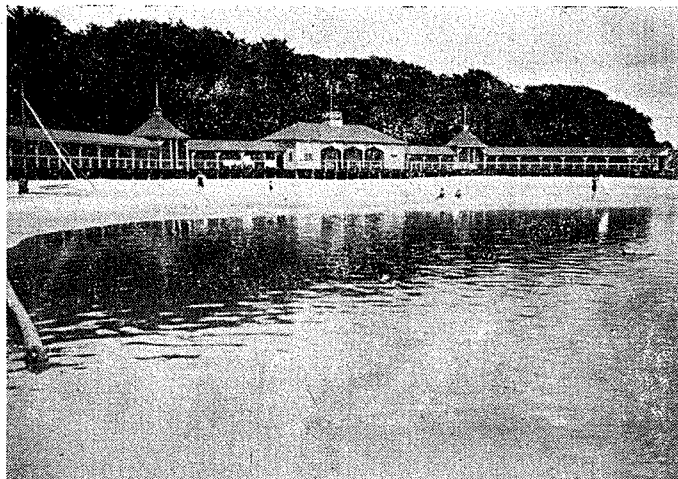
Die Badeanstalt, in der Familie Ringsleben „residierte“, ist in ihren Baulichkeiten noch erhalten, aber schon wegen des seit etwa anderthalb Jahrzehnt nicht erneuerten Farbanstrichs macht sie einen unerfreulichen Eindruck. Der Sandstrand ist ungepflegt und z. T. verkrautet. Besucher scheint es nicht zu geben. Aber das wundert mich eigentlich nicht weiter, denn m. E. dürfte es heute gesundheitsgefährlich sein, im Amtssee zu baden, so stark ist er von Abwässern verunreinigt.

Segel- und Ruderboote, die uns die Schönheit unserer fünf Schlochauer Seen erst so richtig erschlossen, sind fast völlig von der Bildfläche verschwunden. Der Seestieg, jener sichere, von Ringsleben gehütete Port, ist abgebrochen. Nur noch einige Pfähle künden von seiner früheren Existenz. — Ja, Schlochau ist auch arm geworden an den Freuden des Wassersports.

Traurig ist der Anblick der Tennisplätze. Das Klubhäuschen steht noch — verwittert, mit zerschlagenen Fenstern, die Tür in den rostigen Angeln hängend. Die Plätze selbst sind so übergrünt, daß sie sich nicht mehr von der Umgebung abheben. Nur der verrostete Zaun, von wildem Wein überrannt, könnte noch von so manch ritterlichem Match erzählen.

Die Seepromenade (Horst-Wessel-Promenade) ist bis auf einen schmalen Trampelpfad zugewachsen. Während die vordere Brücke über den Wasserarm, der Amtssee und Große Lanke miteinander verbindet, repariert ist (sie hat z. B. ein Stangen- geländer erhalten), ist die hintere Fußgängerbrücke über die Verbindung von Amts- und Richnauer See abgetragen worden. Ihr „großer Bruder“, die Eisenbahnbrücke, die vor dem Abzug der deutschen Truppen gesprengt wurde, ist dagegen in etwas abgewandelter Form wieder aufgebaut worden. — In dem parkartigen „Rosengarten“ hütet ein Mädchen Kühe. Von einem sommerlichen Badeleben ist auch hier nicht das geringste zu bemerken. Will man vom „Rosengarten“ über die Bahnlinie zum Neuen Schießstand am Richnauer See, so muß man einen tiefen Graben durchqueren, der die Auffahrt nahe den Gleisen durchschneidet.

Aber kehren wir zum Sportplatz zurück. Das erste, was uns an ihm auffällt, sind ein unschöner Lattenzaun und eine Bude, von der aus man den einzigen Zugang kontrollieren kann. Diese Errungenschaft verdankt ihre Entstehung dem Umstand, daß sich auch dort die sonntäglichen Fußballspiele großer Beliebtheit erfreuen; ist es da nicht naheliegend, diese Tatsache finanziell zu nutzen?



Schlochau. Die Badesaison ist am 15. Mai eröffnet. Einige Unentwegte sind bereits erschienen. Das war im Jahre 1931. Heute sieht es dort etwas anders aus. (Foto: Ilse Plehr)

Der Fußballplatz (ich will ihn hier einmal so nennen, obwohl wir in vergangenen Tagen im allgemeinen Handball auf ihm zu spielen pflegten) ist noch einigermaßen „in Schuß“. Allerdings muß man davon absehen, daß die Tore nur noch aus den drei notwendigsten Latten bestehen und die Drahtverkleidungen des „Kastens“ ebenso verschwunden sind wie die Bänke auf dem lindenbestandenen Umgang.

Trostlos sieht es auf dem hinteren Teil des Sportplatzes aus. Die Aschenbahnen sind völlig übergrünt, die Sprunggruben verfallen. Nur eine Stroscheibe als Ziel für Dianens Kunst (Bogenschießen) kündigt davon, daß er überhaupt noch benutzt wird.

Die Sporthalle macht einen nicht viel besseren Eindruck als die Badeanstalt. Aber sie hat jener gegenüber den Vorteil; daß der untere Teil aus Stein ist. Das hat sie vor ärgerem Verfall bewahrt. Daß unser Sportplatz einer der schönsten im ganzen Grenzland war, gehört leider der Vergangenheit an — und der unauslöschlicher Erinnerung, die wir an unsere schöne Heimat im Herzen tragen.

ENDE

Pfingsten, das liebliche fest der Maien ist gekommen!

„Zu Pfingsten in der kleinen Stadt
Da zieh'n die Schützen auf,
Mit Schellenbaum und Paukenschlag.
Sieh da: der Kaufmann wird Soldat.
Ob das Gewehr wohl schießen mag?
Pfingstrosen trägt sein Lauf.“

Zu Pfingsten in der kleinen Stadt
Steh'n Birken vor der Tür,
Nach Kalmus duftet es im Haus,
Die Mädchen schau'n nach Burschen aus.
Ach, wer daran nicht Freude hat,
Der ist zu alt dafür.“

So lerne doch vom Schwalbenflug
Und komm zum Karussell.
Sieh da: zwei Schimmel sind noch frei
Für eine Fahrt durch Lust und Mai.
Heut sind wir grad noch jung genug,
Das Leben fährt so schnell.“

Mit diesen Versen sagt der Dichter eigentlich schon genug über unsere heimatlichen Pfingstfeste. War es denn nicht so: die festlich geschmückte Stadt, das mitten in blühenden Bäumen liegende Dörfchen, die Vereinsfeste, die gerade zu Pfingsten eine große Anziehungskraft auf jung und alt ausübten? Niemand konnte sich dem Zauber der jungfräulichen Natur entziehen. Und so wanderte man denn hinaus ins Grüne, sog den frischen Duft der Wiesen tief in sich hinein und vergaß, daß man vor kurzem erst den ostdeutschen Winter hinter sich gelassen hatte. Manche waren schon unterwegs, wenn gerade die Sonne aufgegangen war. Und so sah ich denn auch an einem schönen Pfingstmorgen die wuchtige Hans-Sachs-Gestalt des Schuhmachermeisters Remus aus Schlochau einsam im Wäldchen lustwandeln. Während er sonst in aller Frühe vor Arbeitsbeginn in seiner großen Lederschürze über der Arbeitskleidung dahinschritt, trug er an diesem Pfingstmorgen festliche Kleidung. Kein Laut unterbrach die Ruhe des Morgens, nur die gefiederten kleinen Sänger ließen ihre Stimmchen ertönen. Dann

stand der einsame Wanderer lange unter der alten rissigen Eiche und las die Verse seines Handwerkskollegen Weise auf der großen Tafel:

„Sterbliche Pilger, die Hallen dem Göttlichen bauen, komme die Hallen aus göttlichen Händen zu schauen! Pilger erwach wenn sie bei Morgenrotsprach himmlische Tränen betauen!“

Herrliche Säulen, hoch rauscht's in den Wipfeln! Dort lautmahnen die Glocken, den grünenden Dom zu durchschreiten. Bleibe nicht fern, wo sich die Arme des Herrn über die Beter den breiten.“

Aufgeschreckt durch eine größere Anzahl von Männern, die den Berg hinter dem Luisentor emporstiegen, schritt der einsame Wanderer eilig davon.

Am Wäldchenrestaurant sammelten sich die Männer. Es waren die Mitglieder des Männergesangsvereins, die zu ihrem traditionellen Pfingstkonzert zusammengekommen waren. Und dann schallte es auch bald durch den morgendlichen Wald:

„Horch die alten Eichen rauschen immer noch dasselbe Lied.
Sonst ist alles anders worden,
seit ich aus der Heimat schied.“

Nur die alten Kirchenglocken singen ihren frommen Klang.
Sonst hat Willkommen mir geboten keiner lieben Stimme Klang.“

Und dann erklang zum Lobe des Waldes:

„Nur der Wald hat dir erhalten hinterm beerenreichen Haag wohlbekanntes Grünen, Blühen und den alten Finkenschlag.“

So begann das Pfingstfest in der Heimat. War es auch nicht überall gleich, so war doch die Freude über das Erwachen der Natur, die auch bei uns nicht mit Farben geizte, überall groß. Und wer erinnert sich nicht gern daran, hier in unserer neuen Heimat?



Zu unserem Bild:

Schülerriege des Dt. Tv. „Jahn“ Flatow 1925

Rund 33 Jahre sind vergangen seit dem Tag, an dem sich 27 Flatower Jungen, alle Mitglieder der Schülerriege des Flatower Turnvereins „Jahn“ um ihren Vorturner Ewald Stober versammelten, um ihre angehende Turner- und Heldenbrust dem Photographen darzubieten. Das war schon eine ernste Angelegenheit, und keiner von ihnen wagte etwa ein strahlendes Lächeln, wie es der inneren Gemütsbewegung doch entsprochen hätte. Wie fröhlich sind wir damals doch auf dem grünen Turnplatz und in der herrlichen Turnhalle herumgesprungen.

Heute ist dieses Bild nun durch Zufall wieder aufgetaucht. Möge es ein Gruß an alle jungen und alten Heimatfreunde sein und ein herzliches Gedenken an jene, die aus diesem Kreise ihr Leben im Krieg geopfert haben.

So manchen der Turnkameraden hat die Flatower Heimatfamilie aus den Augen verloren. Möge dieses Bild jedem der noch Lebenden zurufen: „Meldet Euch doch einmal mit einem Kartengruß bei der Heimatgruppe Flatow in Berlin! Meldet Euch bei dem Unterzeichneten, wenn Ihr den Wunsch habt,

das Bild in Postkartengröße für 40 Pfg. und Porto zu erwerben.“ Der Abzug ist selten gut gelungen.

Hier die Namen der Jungen und ihr Schicksal, soweit es den Berliner Flatowern bekannt ist.

Untere Reihe (von links nach rechts):

1) ?; 2) Helmut Mertins; 3) ?; 4) Bruno Neitzel; 5) Günther Klukowski; 6) Ewald Stober †; 7) . . . Schultz; 8) Rudi Radtke †; 9) Heinz Schmidt; 10) ?; 11) Walter Bartz.

Mittlere Reihe:

1) Gerhard Bolduan †; 2) Gerhard Bannach; 3) Kurt Kröning; 4) Heinz Wichmann †; 5) Wolfgang Bahr; 6) Willy Kalließ; 7) Hans Lehmann.

Obere Reihe:

1) Horst Schmidt; 2) Hans Rogacki; 3) Reinhold Radtke †; 4) Otto Buth; 5) Karlchen Voigt † in Flatow; 6) Gerhard Schauer; 7) Heinz Jeske; 8) Hans Theege; 9) Werner Hirschberg; 10) Willi Hoffmann.

Herzliche Pfingstgrüße
Euer Wolfgang Bahr, Berlin-Charlottenburg,
Dernburgstraße 41

Kurt Pergande:

Jägerlatein aus der Heimat (I. Fortsetzung)

Also, der Schreibtisch war E. verhaßt. Eine einwandfreie Waldarbeiter-Verlohnung war von ihm selten, aber in seinem Revier herrschte Ordnung. Kein Wunder, man stelle sich die Wirkung des Hackbleis in dem verlängerten Rücken eines ausreißenden kassubischen Holz-, Fisch- oder Wilddiebes vor! Und E. fackelte nicht lange! Wieviele der Leidgetroffenen mögen wohl wegen ihres eigenen schlechten Gewissens heimlich unter Wehen im Hinterteil selbst herumgepult oder mit Hilfe eines alten Kassubenweibes versucht haben, das Zeug herauszubekommen. E. rauchte, schnupfte, priemte, hatte oft Durst und war auch sonst kein Freund von Traurigkeit. Man erzählte mit Hochachtung von seinen Erfolgen bei der Abführung von Hunden. Sie mußten sehr scharf, zuverlässig und vor allem spursicher sein. Zu letzterem Zweck war seine beliebte Übung, daß er nal unauffällig seinen Priem fallen ließ, den der Hund nach längerem Wegestück verlorene suchen und apportieren mußte. Bei guter und schneller Arbeit des Hundes soll ihm dann der gleiche Priem besonders gut gemundet haben! — — —

Die Waldfee

Zwei Hubertusjünger waren auf einer Pirsch, die schließlich in dem Gasthof des nahen Ortes endete. Es wurde spät. Weil es gerade ein schöner Sonntag war, wollte man die Hausfrauen entlasten, vielleicht auch meiden und nahm Kurs in Richtung einer Jagdhütte, um hier in aller Ruhe den Rausch auszuschlafen. Plötzlich der Eine:

„Max, Max, sieh da — die Waldfee!“

War es in seinen wohl etwas verglasten Augen eine Schnapserscheinung? — Nein, auch Max sah etwas Außergewöhnliches, eine junge, anmutige, spärlich bekleidete Mädchengestalt auf einsamer Waldschneise. Lange standen die beiden mit ihren Ferngläsern an den Augen. — Des Rätsels Lösung fand sich. Die Tochter des Bauern L. trainierte dort für das nächste Kreisjugendfest!

Das Fernrohr

Nach einer Jagd und nach dem üblichen Schüsseltreiben klemmt sich Oberstleutnant X. ein Monokel ins Auge und will in einer Tischrede dem Gastgeber danken. — Zwischenruf eines Jagdgastes: „Wissen Sie was, Herr Oberstleutnant, noch ein Monokel ins Weid! . . . und das Fernrohr ist fertig.“ Aus der Rede wurde nicht viel!

Der gut betreute Hund

Förster B., ein echter nach Norddeutschland verschlagener Bayer, urwüchsig in Art und Sprache dieses Landes, wollte Rebhühner jagen, hatte aber keinen brauchbaren Hund, da der seine vor kurzem in die ewigen Jagdgründe abgewandert war. Er bittet seinen Jagdnachbarn, Kaufmann G., um Aushilfe. Dieser konnte selbst nicht mit, überläßt B. aber einen Hund mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß es sich um einen fremden handelt, der bei ihm in Dressur sei. Er sollte ihn gut behandeln! — Nach einigen Stunden klingelt bei G. das Telefon und Förster B. berichtet: „Joa, Herr G., woas soll ich Ihn soagen, Der Hund ist tot!“

Was war geschehen? Der Hund hatte an Rehwild gehetzt, nicht auf den Rückruf gehört, und Förster B. legte ihm im ersten, aufwallenden Zorn kurzerhand mit einem Schrotschuß um. Die Tragödie nahm aber doch noch eine glückliche Wendung. Als nämlich Förster B. mit einem Spaten zur Eingrabung bewaffnet, zur „Unfallstelle“ zurückkam, war der Hund weg! Er fand ihn nach einigem Suchen, und sogar mit schwachen Lebenszeichen, wieder. Die wenigen durchgeschlagenen Schrotkörner hatten wohl einen Schock verursacht. Der Hund erholte sich bald. — Wieder Anruf des Försters B.: „Joa, Herr G., woas soll ich Ihn soagen, der Hund ist nicht tot!“

Der Kavalier

Oberförster K. will sich nach dem Schüsseltreiben und nach reichlichen Genuß von Kognaks von der Dame des Hauses verabschieden, ist aber nicht mehr ganz körper- und geistestfest und tut dies mit den Worten: „S-seh-r z-zuum W-w-ohle, gnä-Frau!“

Der Schimmelhund

Der treue Gefährte eines Jagdgastes, ein hübscher, dunkelbrauner Langhaar-Vorstehhund, mußte wegen seiner nassen, dreckigen Decke in der Wasch- und Futterküche untergebracht werden, während die Jagdgesellschaft im Hause beim Schüsseltreiben und anschließendem Doppelkopf die halbe Nacht zubrachte. — Es war kalt und zog in der Futterküche. Der Hund suchte sich ein warmes Plätzchen. Als er zum Aufbruch gerufen wurde, hatte er sich in einen Schimmelhund verwandelt, weil sein Ruheplatz die versehentlich offen gebliebene Futtermehlkiste gewesen war. — Wer den Schaden hatte, brauchte für den Spott nicht zu sorgen, auch lange nachher nicht.

(wird fortgesetzt)

Prechlau heute:

Briefe neueren Datums berichten über den Zustand der Häuser und Straßen in Prechlau, und ich glaube, diese Nachrichten sind interessant genug, um eine genaue Beschreibung der einzelnen Straßen, nach Häusern aufgeteilt, zu geben.

Der Bahnhof ist in Betrieb. Es verkehren 2 Zug-Paare täglich; die Verbindungen sind also nach beiden Richtungen eingeschränkt.

Schlichting's Mühle ist als Mühle in Betrieb, untersteht einer Art Konsum-Genossenschaft, die ihren Verwaltungssitz in Kaufmann Krause's Neubau hat (1. Etage).

Die Ziegelei Damaschke ist zerstört und zum größten Teil abgetragen; das gleiche ist der Fall für die Mühlen Gützkow und Boelter.

Die Molkerei ist als solche in Betrieb; es sind Maschinen demontiert worden, jedoch erfolgt die Milchversorgung nach wie vor von hier aus.

Wordelmann's Haus ist öffentliche Bibliothek, Laden etc., der Rest ist Wohnung.

Held: zerstört.

Schule: völlig intakt, neu renoviert. Der Pferdeverkaufsplatz und Acker vor den beiden Schulen ist ebenfalls Schulhof.

Turnhalle: verfallen, nicht benutzbar.

Altes Gemeindehaus: nicht als solches benutzt. Die Gemeindeverwaltung ist in dem Gebäude an der Straße.

Die Häuser auf der Siedlung sind bewohnt und in verhältnismäßig gutem Zustand.

Braatz: Lebensmittelgeschäft, dem Konsum angeschlossen.

Fabrewitz: Wohnung und Praxis des Tierarztes. Hinter dem Wohnhaus ist eine Tierklinik eingerichtet.

Häuser gegenüber: bewohnt.

Dobsloff: Wohnhaus zerstört, Speicher etc. als Lager für Konsum eingerichtet.

Bäckerei Grimme: gelegentlich als Verkaufsladen für Brot benutzt; eigentliche Bäckerei nicht in Betrieb.

Alle Häuser bis frühere Praxis Dr. Werner/Deckers, stehen und sind bewohnt, das gleiche gilt für die Häuser auf der anderen Straßenseite.

Barnefske: Tischlerei

Völzke: Wohnhaus bewohnt, Stall und Scheune verfallen.

v. Zaluskowski: bewohnt und in Ordnung.

Spediteur Rudnick: Haus in sehr gutem Zustand und bewohnt.

Gast: bewohnt.

Hellwig: abgetragen. Die Bäume im Garten abgeholzt; dient als Holz-Lagerplatz.

Tischlerei Wojciechowski: Tischlerei

Jordan: steht, bewohnt.

Holzhaus, Frau Grunke: steht nicht mehr; ebenso sind die Häuser Maler Bogdan und Michalik zerstört, desgleichen Schuster Lawrenz.

Ein Pfingstgruß aus dem Jahre 1900



Diese Hammersteiner Ansichtspostkarte wurde am 2. Juni 1900, also vor 58 Jahren, als Pfingstgruß an eine Familie in Flensburg gesandt. Oben rechts das Barackenlager zu damaliger Zeit.

Hinzmann: steht, bewohnt.

Bernhard Rudnick: vorne bewohnt; hinterer Teil seinerzeit durch Bomben beschädigt und nicht repariert. Private Schlachtereie eingegangen.

Wollschläger: Schusterei.

Boelter: Zentrale der Elektrizitätsgenossenschaft.

Roggatz: Monopol-Laden, Verkauf von Zigaretten, Wein, Spirituosen etc.

Wisnewski: Friseur

Tyborski: Der Laden ist ein Gymnastik-Saal, die Wohnung Kindergarten.

Siegler: Reichlich verkommen

Clemens Hoffmann: Bauer, recht ordentlich.

Gromczyk: Wohnhaus, hinten reichlich verkommen

Otto Rudnick: Fleischerei, dem Konsum angeschlossen, einzige Fleischerei am Ort.

Sack: Bäckerei, einzige am Ort, dem Konsum angeschlossen. Köstliches Brot.

In der Mühlenstraße stehen alle Häuser bis auf die abgerissene alte Schule.

August Kilian: verschwunden.

Ebenso alle Häuser auf dem Weg zu Keller und Moeck. Beide Höfe sind bewirtschaftet.

Das Kriegerdenkmal steht, die Gedenktafeln der Gefallenen 1914-18 sind erhalten. Im Wäldchen fehlt das Denkmal Kaiser Wilhelm I., das seinerzeit unter so großen Schwierigkeiten aus dem Korridor geholt worden war. (Forts. folgt)

Schlochau. Die Innenstadt aus der Luft gesehen.

Unten: Die Fischerei von Rosenow in Flatow



Aus den Jugenderinnerungen Karl-Friedrich v. Klödens (2) Von Wolfgang Bahr

„Zu Ostern wurde ich der Schule der alten Frau entnommen und in die Stadtschule geschickt, welche ein eigentümliches Gepräge hatte.

Im Winter mußte jeder Schüler Beleuchtungsmaterial mitbringen, weil es in der ersten Schulstunde noch nicht hell war. Zu dem Zwecke schnitt jeder neben seiner Stelle eine tüchtige Vertiefung in den Schultisch, man brachte Talg und Docht hinein und behandelte das Ganze als Lampe. Um acht Uhr, wenn die Flammen verlöscht wurden, war ein trefflicher Qualm vorhanden, da in den Löchern die mannigfachsten Dinge brannten und mit hinzugegossener Tinte die interessantesten Experimente gemacht wurden.

Alle Jahre zu Pfingsten kam der geistliche Inspektor aus Conitz und inspizierte die Kirche und Schule. Zur Vorbereitung dieses Besuches fiel mehrere Tage lang der Unterricht aus, sämtliche Schulkinder mußten die Schule reinigen. Das war keine kleine Arbeit, denn sie wurde, wie gesagt, nur das eine Mal im Jahr ordentlich vorgenommen. Unter den Bänken lag Müll bis zu den Sitzbrettern hinauf, unter den Tischen konnte man sehr gut die Schuhe im Schmutz verbergen. Der Inspektor trat an dem wichtigen Tage mit dem Rektor und dem Prediger in die Schulstube ein und die Inspektion ging vor sich. Das Ganze war in sehr kurzer Zeit beendet.

Unsere Schülerverpflichtungen gingen aber weiter. Wir hatten auch kirchliche Funktionen. Wir mußten die Kirche auf- und zuschließen, beim Läuten helfen und an Feiertagen „beiern“, das heißt, mit dem an einem Strick befestigten Klöppel die Glocken rhythmisch abwechselnd anschlagen, so daß eine Art von Melodie herauskam. Wir mußten auch mit heller Stimme gemeinschaftlich mit der Orgel den Gesang der Gemeinde leiten. Damit waren unsere kirchlichen Funktionen jedoch noch nicht abgeschlossen. Jede lutherische Leiche wurde mit Hilfe der Schule beerdigt. Da dies stets nach Tische geschah, fiel alsdann die Nachmittagsschule aus. Auch bei Trauungen wurde häufig die Schule getordert, wenn man die Hochzeit durch Singen der Knaben feierlicher machen wollte. Wir sehen daraus, daß die Schule mit der Kirche vollkommen verwachsen war.

Im Herbst war Jahrmarkt. Für den Ort wie für mich ein Tag von hoher Wichtigkeit. Die Schule fiel aus. Mein Vater hatte mir einen Bleistift gekauft. Es war der einzige, den ich jemals erhielt. Ich empfand über dieses Geschenk eine unmaßige Freude, und meinen Bleistift nahm ich mit ins Bett, und tat die ganze Nacht über kein Auge zu. Ich zeichnete mit größtem Eifer. Endlich schien mir nichts mehr zu fehlen, als Farbe. Hier aber war guter Rat teuer. Tuschkasten konnte man nicht, rote Tinte in Essig und Grünspan gelöst, mußte das beste tun.

Gute Bücher fehlten in der Stadt fast ganz. Meine Mutter, die sehr gern las, entbehrte sie schmerzlich. Sie wagte es einmal, den Rektor um ein Buch zu bitten. Der gab ihr: „Das Grab des Aberglaubens“; hatte aber nachher geäußert, eine Frau könne etwas Klügeres tun, als Bücher zu lesen.“

Über die Umgebung von Pr. Friedland berichtet uns der Chronist aus dem Frühjahr 1794:

„Noch erinnere ich mich eines schönen Nachmittags, da meine Mutter mit uns Kindern zum Tore hinaus in die wirklich schöne Umgebung gegangen war und wir sämtlich im Grase saßen und Veilchen und Schlüsselblumen pflückten. Die letzten sah ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male.

In Friedland gab es keine Juden, wohl aber einige jüdische Familien außerhalb des Ortes auf einem Terrain, das zu einem naheliegenden Dorfe gehörte, welches der Dobrin hieß und noch völlig polnisch war. Die beiden Häuserreihen zogen sich auf zwei Hügelketten entlang, die zwischen sich ein breites Tal öffneten, in dessen Mitte die Fahrstraße, ein wahrer Hohlweg, entlang zog. Jene Häuser waren höchst elend, die Wände zum Teil eingefallen und mit Reisig und Brettern zugemacht. In der Mitte der linken Häuserreihe lag die schlechte Kirche mit ihrem Friedhof, und auf diesem, nahe der Straße, stand ein hohes, hölzernes Kruzifix, an welchem ein aus Blech lebensgroß geschnittenes und roh angestrichenes Christusbild hing, denn das Dorf war katholisch.

Dobrin gehörte einem polnischen Edelmann, gewöhnlich der „Starost“ genannt. Wir gingen an heißen Tagen gern dorthin, weil es da vortreffliche Schafmilch gab.“

Zum Abschluß sei noch eine Begebenheit erwähnt, die geschichtlich interessant ist:

„Am 23. März 1794 war die polnische Revolution ausgebrochen. Kosziusko stand an der Spitze, und in allen früher polnisch gewesen Landen regten sich neue Hoffnungen und wandten sich die Leidenschaften gegen Preußen. Auch in Friedland gewannen die ehemaligen Polen neuen Mut. Unser Wirt schrie: „Laßt sie nur erst hier sein, dann sollt ihr lutherischen

Hunde schon sehen, wie es euch ergehen wird. Ich helfe mit totschiagen!“ Aus der ganzen Gegend hatte man das Getreide fortgeschafft, und überall fehlte es an den notwendigsten Lebensmitteln. Es trat eine förmliche Hungersnot ein, und man fand vor der Stadt einen Menschen verhungert mit Häcksel im Munde. Vierzehn Tage lang lebten wir einzig und allein von

Da große Gefahr bestand, daß die aufständischen Sensenmänner sich unserer Stadt nahen möchten, so wurden die Akzisebeamten beordert, die Tore zu besetzen. Mit Todesangst sahen wir jeden Morgen den Vater weggehen und zum Tore eilen. Als einen uns wieder Geschenkten sahen wir ihn abends zurückkehren. In Hammerstein, drei Meilen von Friedland, hatten die Gerstengrünte mit Wasser und Salz gekocht. Konföderierten den Akziseeinnehmer mit den Beinen an den Schweif eines Pferdes gebunden und ihn zu Tode geschleift. Man male sich dazu die Szenen der Hungersnot aus, die Drohungen der wütenden Polenfreunde in und außer der Stadt, die bösen Nachrichten Geflüchteter aus den von Sensenmännern überschwemmten Gegenden, so wird man sich unsere Lage während der beiden Wochen denken können, in welchen wir hungern zwischen Tod und Leben schwebten.

Indessen auch diese ängstlichen Wochen gingen vorüber. Die Schlacht von Siedlce gab der Lage der Sachen eine andere Wendung. Die Konföderierten mußten unsere Nachbarschaft verlassen, wir lebten neu auf, und die Polenfreunde trauerten. Die Kriegssorge war vorbei, aber schlechte und teure Zeit blieb es noch lange, und in uns wirkte nicht minder lange das Gedächtnis nach an die überstandene drohende Gefahr.“

Wie der Forstbezirk Bärenreiche im Kreise Schlochau zu seinem Namen kam

Von Hans Heidehüter

Im Norden unseres Kreises liegt der Forstgutsbezirk Bärenreiche (1930 = 75 Einwohner). Er verdankt seinen Namen folgender Geschichte:

Vor rund 150 Jahren trieb sich in dieser Gegend ein einzelner Bär herum. Seine Bärenverwandtschaft war schon früher getötet worden. Ein gewisser Sieg, — der Großvater der 86jährigen Frau Funcke, welche die Geschichte erzählt hat, — fand die letzten jungen Bären.

Unser Bär war ein sehr friedlicher Geselle. Er tat keinem Menschen etwas zu leide, und man hat auch nie gehört, daß er ein Tier getötet habe. Er nährte sich von Beeren, Eicheln, junger Saat und anderen Pflanzen. Über Winter hielt das Tier in einer hohlen Eiche seinen Winterschlaf.

Um die Lebensgeschichte dieses Bären haben sich im Laufe der Zeit viele Erzählungen gesponnen. So soll er einmal einem kleinen Mädchen die Blaubeeren aus einem vollen Topfe, den dieses im Busch versteckt hatte, weggefressen haben. Das Kind lief schnell hinzu, schlug mit einem Knüttel auf den Kopf des Tieres und rief: „Du — du — du! Für dich sind die Beeren nicht gepflückt.“ Drauf brummte der Spitzbube: „Bu — bu — bu“, und trottete langsam seitwärts in die Büsche.

Der Bär machte in Hafer- und Roggenfeldern, die er abfraß und zertrat, viel Schaden. Die Kinder aus Neubraa mußten damals nach Bölzig zur Schule gehen; sie trafen manchmal mit dem Bären zusammen. Die Eltern trauten dem Petz nicht ganz und waren ihm deshalb nicht gerade freundlich gesonnen.

Einmal trafen Leute das Tier in einer Laubwaldinsel an der Straße, die von Eisenbrück nach Bölzig führt. Es war auf eine Eiche geklettert und holte sich aus dem hohlen Baum Honig von wilden Bienen heraus. Man rief nun die Jäger zusammen, die den Bären vom Baume heruntergeschossen.

So endete der letzte Bär und sein Todesbaum hieß von nun an „Bärenreiche“. Diesen Namen schrieb man auf eine Tafel, welche an den Stamm genagelt wurde. Aber die Eiche vertrocknete und der Wind warf sie um. Dann schlug man die Tafel in der Nähe an einen eingegrabenen Pfahl, wo sie vor wenigen Jahren noch vorhanden war.

In neuerer Zeit wurde in dieser Gegend eine Oberförsterei eingerichtet und ein Forsthaus erbaut. Auf diese Oberförsterei wurde nun der Name „Bärenreiche“ übertragen.

Suchanzeige

Wer kann Auskunft geben über Irma Freiwald, geb. 23. 4. 1927 aus Neu-Stretzin, Post Christfelde, Kr. Schlochau? Nach Aussagen von Verschleppten ist sie beim Russeneinfall ins Sammlager Zempelburg (Kirche) verschleppt worden und hat den Marsch bis Thorn mitgemacht. Sie soll sich auf dem Marsch mit einer Polin angefreundet haben, die in Thorn Verwandte hatte. Wer war mit auf dem Marsch und weiß Näheres über sie? Auskunft erbittet Paul Schlieter in Rodewald u./B. 9 über Neustadt a. Rbge (Hannover), früher Pr. Friedland = Abb.

Wie die Pommern Blumenau in Brasilien errichteten

In der in Sao Paulo erscheinenden deutschsprachigen Wochenzeitung „Brasil-Post“ ist der Bericht eines pommerschen Einwanderers über die Gründung und den Aufbau des weltberühmten deutschen Kolonisten-Ortes Timbó-Blumenau in Brasilien veröffentlicht. Der Berichterstatter, Carl Friedrich Wilhelm Butzke, hat diesen seinen Lebensbericht auf Wunsch seiner Kinder und Enkel kurz vor seinem Tode niedergeschrieben:

„Mein Lebenslauf! Ich habe Quartier bei meinem Sohn Franz Butzke, Cedro, linkes Ufer. Da mein Verstand noch klar ist, denn heute im September 1940 zähle ich 97 Jahre und 5 Monate, will ich zu schreiben anfangen über mein Leben. Meine Arme und Beine sind schon klapprig, im Brustkasten aber fühle ich mich noch gesund, mir schmeckt noch gut die Speise.

Meine lieben Eltern waren Tagelöhner in Wusterbarth in Pommern unter dem Gutspächter Villnow. Ich wurde in Wusterbarth, Krs. Belgard (Pommern), am 20. April 1843 geboren und habe dort vom 6. bis 14. Jahre die Schule besucht bei Lehrer Jahn. Pastor Tischler hat mich konfirmiert. Von meinem 17. bis 20. Jahre habe ich als Großknecht bei 4 Pferden gedient. Mit 20 Jahren habe ich mich zur Militärmusterung gemeldet. Da wurde ich als gesund und brauchbar erklärt und als Infanterist im 6. pommerschen Infanterie-Regiment Nr. 49, 2. pommersches Armeekorps, eingestellt. Am 1. September 1863 mußte ich mich stellen, und zwar in Schivelbein, Stargard in Pommern aber wurde meine Garnison, da wurde ich gedrillt und ausgebildet. In jener Zeit brach in Rußland eine große Revolution aus. Die Polen wollten sich frei machen von Rußland. Da auch in der preußischen Provinz Westpreußen Polen wohnten, rotteten sich diese zusammen, um ihren Landsleuten in Rußland Hilfe zu bringen. Fürst Bismarck gab Befehl und kommandierte (mobilisierte) das 2. pomm. Armeekorps und ließ die ganze Grenze an Rußland besetzen. In Westpreußen wurden alle Dörfer besetzt. Da konnte niemand mehr an die Grenze. Der Polenaufstand endete für sie unglücklich. Im Dezember 1864 war wieder Frieden und der russische Teil Polens blieb bei Rußland. Da sich unser Regiment bewährt hatte, so erhielt es die Garnison Gnesen, näher der russischen Grenze als Stargard.

1865 waren große Manöver in der Gegend von Bromberg. Kommandeur war der beliebte Kronprinz Friedrich. 1866 hatten Preußen und Österreich Krieg. Das gesamte preußische Militär wurde mobil gemacht, und in Eilmärschen ging es über die Grenze in Feindesland. Die Preußen schlugen tapfer Sieg um Sieg, die Österreicher mußten weichen. Am 3. Juli kam es zur Entscheidungsschlacht bei Königgrätz. Gegen Mittag stand das Schicksal für Preußen auf des Messers Schneide, doch siegten die Preußen. In dieser Schlacht fiel unser Oberst von Wiettersheim. — Weiter ging der Krieg. In Eilmärschen zog die Armee dem Feinde nach und stand bei drei Meilen vor Wien. Da machte der Kaiser von Österreich mit Preußen Frieden. In der Stadt Nikolsburg wurde der Friede unterzeichnet. — Heim marschierten wir Preußen in die Heimatgarnison.

Ich hatte nun 3 Jahre gedient, genau waren es 3 Jahre und 4 Monate. 4 Monate mußte ich wegen des Krieges länger dienen. Bestraft bin ich in dieser meiner Dienstzeit nicht worden, ich hatte gute Führung verzeichnet bekommen. Am 22. Dezember 1866 wurde ich entlassen und kam in der darauffolgenden Nacht um 3 Uhr wieder in meiner Heimat Wusterbarth an. Groß war die Freude meiner lieben Eltern. Gutspächter Villnow hat mich sofort als Kutscher eingestellt. Ich habe solange die Kutsche gefahren, bis ich ausgewandert bin.

Aus unserem Dorf waren schon Bekannte in Blumenau, die hatten geschrieben, daß man hier in Blumenau 100 Morgen Urwald erhalten könnte für billiges Geld. Dieses Schreiben hat mich gelockt. So habe ich am 6. April 1868 mit noch 6 Familien Deutschland verlassen. Meine erste Ehe habe ich geschlossen den 15. November 1867 mit Friederike Butzke, geb. Kannenberg, in der Kirche zu Wusterbarth, wo Pastor Tischler, der mich konfirmiert hatte, mich auch traute. Nun ging's nach Hamburg, wo wir auf das Segelschiff „Humboldt“ verladen wurden, dessen Kapitän Plump hieß. Im Juni sind wir dann im Hafen von Itajahy an der „Barre“ angekommen. Per Kano wurden wir an Land geschafft, ebenso geschah es mit unseren Sachen von der Barre nach Blumenau. Von Blumenau aber nach Indayal wurden unsere Habseligkeiten schon mit einem Wagen verfrachtet.

In Indayal erfuhr ich dann, daß in Cedro gutes Land zu haben sei. Detlev Krambeck hat dann meine Sachen per Kano bis zur Kolonie gefahren. Ich wählte mir die Nummer 20, da habe ich mir ein Palmitenhaus drauf gebaut und war da 3 Jahre wohnhaft. Die Kolonie hat mir nicht gefallen. Doch lag die Nr. 17 noch frei da, wo ich heute noch wohne. Ich muß nun sagen: Ich habe in Deutschland allerhand Strapazen kennen gelernt und viel durchgemacht, aber dieser Anfang im Urwald ist mir und allen anderen Kolonisten am schwersten gefallen. Die Lebensmittel waren knapp, da hat der Magen oft geknurr.

Auch mußten wir Tag und Nacht auf der Hut sein. Manchmal hat uns auch der Tiger (Jaguar) besucht und in der ganzen Kolonie vielen Schaden angerichtet. Mir hat der Tiger während einer Regennacht ein Kind geschlagen und die Halsader getrotten, auch 2 gute Hunde nahm er mir.

In unserer jungen Kolonie blieb aber das Leben nicht stehen. Waren zunächst kleine Kinder da gewesen, so waren sie nun schulpflichtig geworden. Wir brauchten also eine Schule und beratschlagten. Johann Lemke hielt Versammlung, wir wurden einig und Ferdinand Zumach, Karl Jahnke und ich wurden als Vorstand gewählt. Nun haben wir in Schichten gearbeitet, um das Holz zum Schulbau fertig zu machen. Als es so weit war, hat Zimmermann Lahsan das Holz verbunden, die Schule konnte gerichtet werden. Die Schulbänke machte Julius Vogel und Karl Bewiahn. Unser erster Lehrer war Julius Scheidemann. Er hat die Schule viele Jahre bedient. Es war ein gerechter und ehrlicher Lehrer. Längst ruht er auf dem Friedhof in Timbó. Unser Herrgott hab ihn selig.

Wieder wurde bei uns in der Kolonie Versammlung gehalten, denn die Kirche fehlte uns, die wir aus der Heimat gewöhnt waren, die uns lieb und teuer war. Wieder wurde ich auch dazu als 1. Vorstand gewählt. Und nun kamen mehr Versammlungen, denn es blieb nicht beim Wollen. Der Kirchbau wurde beschlossen, und ich habe sie direkt gebaut mit August Klug und Friedrich Klug. Wir haben in unseren Wäldern das Holz geschlagen, Zimmermann Gustmann hat das Holz verbunden und aufgerichtet. Die Maurerarbeiten übernahm der Maurer Fröhlich. Im Jahre 1889 stand dann unser Gotteshaus fertig da, wie es heute noch steht. 31 Familien haben mitgearbeitet, es zu errichten. Die Bänke in der Kirche machten Julius Vogel und Karl Bewiahn. Meine Mitarbeit außer dem Hause war aber mit Kirche und Schule nicht zu Ende. Es wurde zu Hause Geld gebraucht. So habe ich unter Dr. Blumenau als Vorarbeiter Wege gebaut. Auch war ich mehr als 20 Jahre Quartierinspektor.

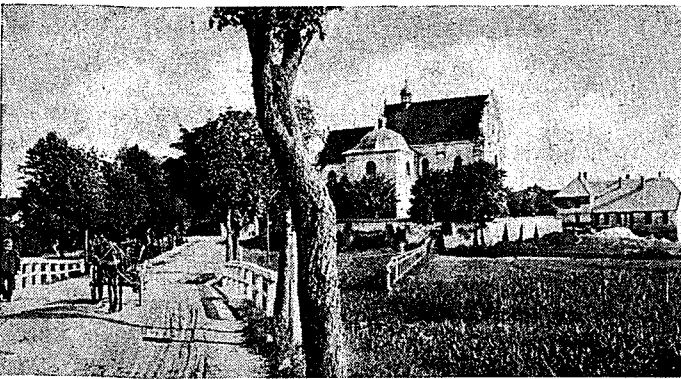
Dann kam ein harter Schlag: Meine liebe Frau kam am 21. März 1875 ins Wochenbett und starb. Hier im Urwald gab es keine Hilfe, ja, nicht einmal Wagen waren in der ganzen Kolonie vorhanden. Da hat Friedrich Donner die Leiche im Kano auf den Timbóer Friedhof gefahren. Dort ruht sie von den Schicksalen im Urwald. Sie hinterließ mir 3 gesunde Jungen, die leben und verheiratet sind. 5 Monate war ich Witwer. Am 29. August 1875 habe ich die zweite Ehe geschlossen mit Auguste, geb. Lemke. Zur Trauung ritten wir nach Badenfurth, wo uns der Blumenauer Pastor Hesse getraut hat. Auch diese zweite Ehe war glücklich. Zusammen haben wir die silberne, goldene und diamantene Hochzeit feiern dürfen. Meine zweite Frau ist am 24. August 1938 friedlich heimgegangen. Wir haben in unserer Ehe 7 Kinder großgezogen, 4 gesunde Jungen und 3 Mädels. Alle sind sie gesund und verheiratet. Es ist für mich eine große Freude, daß ich in meinen zwei Ehen 10 gesunde Kinder habe aufziehen dürfen, die alle am Leben sind und selbst schon wieder Kinder und Enkel haben. Unser Herrgott segne sie alle mit Gesundheit und Zufriedenheit. Was Gott tut, das ist wohlgetan, es bleibt gerecht sein Wille. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut. Amen. Gezeichnet: Wilhelm Butzke.“

Der letzte Wolf in Pollnitz

Auf der Anhöhe am Anfang des Dorfes Pollnitz, linker Hand am Wege, der vom „Sockel“ kommt, lag früher ein großes Grundstück, der „Aschenberg“, der seit ältesten Zeiten im Besitz der Familie Sawatzki war. (Das erst später am Bahnhof aufgebaute Gut hat im Volksmund den gleichen Namen übernommen). In der Nähe des Hofes war die Pferdekoppel, wo Pferde und Füllen während des Sommers Tag und Nacht blieben.

Es ist schon lange her, — wohl schon über hundert Jahre. Eines Nachts steht der Besitzer von einer ungewissen Ahnung getrieben auf, um nach dem Befinden der Pferde zu sehen. Eben tritt der Mond hinter einer schwarzen Wolkenwand hervor. Der Mann hört ein lautes, zorniges Gewieher der Pferde und bemerkt eine große Erregung unter diesen. Sie haben sich in einem Kreis, die Köpfe nach innen, zusammengedrängt, haben die Füllen in die Mitte genommen und wehren, mit den Hinterhufen wild ausschlagend, einen mächtigen Wolf ab, der mit gierig leuchtenden Augen immer wieder einen Angriff auf die Füllen versucht. Doch seine Mühen sind erfolglos. Da wendet der Wolf folgende List an: er geht bis zur Sumpfwiese am Fließ herunter, rollt sich im Moor und kehrt dann erneut zurück, mit dem Maul große Grasbüschel abreißend, die er den Pferden hinhält, damit diese sich umdrehen sollen. Die aber wittern trotz der List die Gefahr und wehren den Räuber mit scharfem Hufe ab.

Inzwischen hat Sawatzki die Knechte geweckt. Mit Feuerbränden Forken und Dreschlegeln bewaffnet, haben sie „Meister Graubein“ das Wiederkommen verleidet.



Flatow. Blick auf die kath. Pfarrkirche und das Pfarrhaus.
Eine Aufnahme aus dem Jahre 1912

Tarnowke

Ein treuer Mann unserer Heimat

Wer auf der Eisenbahn von Jastrow nach Schneidemühl fährt, blickt linker Hand an der Haltestelle Bethkenhammer in das weite liebliche Tal der rauschenden Küddow. Unten, die Kühnemanschen-Werke, zerstreut liegende, in üppiges Grün eingebettete Häuser und stromabwärts der dampfende Schornstein von Tarnowka-Mühle. Drüben das hohe, waldige Ufer des Kreises Flatow mit dem Tarnowka Bauernbusch und rechts davon, weit hinten, über Bauernhäusern und alten Baumkronen der behäbige Holzturm der Tarnowkakirche mit seiner einst luftigen, jetzt geschlossenen Laterne unter der geschweiften, ehemals mit Schindeln, nun mit Ziegeln gedeckten hübschen Haube.

Von dort her murmelt in tiefem Tale der Schnurrke-Bach der Küddow zu. Im Sommer in seinem Oberlaufe meist trocken, aber im Unterlaufe durch einen starken Quell wasserreich erhalten, bildet er die natürliche Verbindung der starken Küddow mit dem alten Dorfe, dessen slawischer Name so ganz und gar nicht zu seiner rein deutschen Bevölkerung paßt und der zu deutsch Dornau heißt. Dieser Name paßt für den Ort trefflich. Dornig ist die Geschichte der Bevölkerung dieses alten Dorfes und dornenreich ist der Leute Art und Wesen. Geistliche und Gemeindevorsteher haben oft geseufzt über das ihnen bescherte dornenvolle Amt.

Andererseits sind diese Leute auch zäh und treu bis in den Tod und anhänglich in Glück und Not dem, dessen Treue sie erprobt.

Wer mit unredlicher Absicht sich diesem Dorfe genaht, hat sich die Hände blutig gerissen am scharfen Dorn, damit dieser Baum aus deutscher Wurzel bewehrt ist, Tarnowke heißt scharfer Dorn!

Wer abends im Mondenschein etwa vor der Tarnowker Schule gestanden, den hat der Anblick des plumpen breiten, eckigen Holzturmes dieser echten und rechten deutschen Bauernkirche angezogen, begeistert. Wie redet er doch von Kraft und Mut, von Bauernertrotz und Bauerntreue und ließ doch des Himmels Blau durch das Achteck der zierlichen Laternenkuppel leuchten und weist mit seinem Helm und der zierlichen Spitze mit Hirsch, Hahn und Kreuz nach oben.

Dieses schlichte und doch so beredete Bauernwerk ist nicht nur ein Haus Gottes, der mit dieser Gemeinde in ihrer Geschichte so oft klar und eindringlich durch treue Zeugen, in Zeiten des Segens und Glücks wie durch Feuersnot, Hagelschlag, Verfolgung und Drangsal geredet und ihr seine Treue gezeigt hat, dieses Gotteshaus ist auch das Denkmal eines treuen Mannes, der dieser Gemeinde und unserem ganzen Heimatkreise geschenkt war. —

In der Kirche hängt dieses Mannes Bild, in Oel gemalt, in schönem Rokokorahmen und vor der Tür der Kirche liegt sein Grab mit schlichtem Stein.

Die Inschrift dieses Steines lautet:

Christoph Nehring, Frei- und Lehnschulze in Tarnowke, geb. in Plötke am 15. Oktober 1703, gest. am 12. August 1791. Dessen Ehegattin Dorothea, Elisabeth, geborene Geske, geb. in Zakollno am ... Oktober 1704, gest. am 23. Dezember 1792. Wie schon die Grabschrift sagt, ist **Christoph Nehring** in Plötke bei Schneidemühl geboren, wo sein Vater eine Bauernwirtschaft besaß, in der der Sohn wohl seine landwirtschaftlichen Kenntnisse erwarb. Nach der Aufzeichnung des Pfarrers Johann Michael Runge (der Schwiegersohn des Nehrings), späteren Bürgermeisters von Flatow, hat Nehring bereits im Alter von 20 Jahren auf dem Freischulzengut Tarnowke gewohnt. Runge sagt von ihm: „Er hat in seinen jüngeren Jahren nicht nur das Dorf in guter Ordnung gehalten,

sondern auch durch gute Wirtschaft sein Schulzengut, welches bei seiner Annahme ganz in Unordnung gekommen war, in solchen guten Stand gesetzt, daß ihm jetzt in dieser ganzen Zeit kein Schulzengut gleichkommt“.

Es war eine bewegte, ereignisreiche Zeit, in der Nehring seines Schulzenamtes in Tarnowke waltete. 1716 starb der Pfarrer Daniel Runge — wohl ein Vorfahre des zuerst genannten Johann Michael Runge — ein angesehenen Mann, der auch von Medizin etwas verstand und des Grundherrn Arzt war. Ein Freund der katholischen Geistlichkeit der Umgegend, liebenswürdiger Gastgeber und ein kluger Kopf, dem es gelungen war, nachdem bereits alle evangelischen Kirchen der Umgegend der berüchtigten Platern'schen Verfolgung zum Opfer gefallen waren, die Tarnowker Kirche mit ihrer Tochterkirche Espenhagen zu erhalten.

Sein Amtsnachfolger mied den Verkehr, den Runge gepflegt hatte, und die Folge war, daß nun auch die Tarnowker Kirche fallen sollte. Der furchtsame Mann floh nach Bethkenhammer und weiter nach Zamborst. Die Kirche sollte nun für den katholischen Gottesdienst geweiht werden und die Gemeinde fürchtete, daß, da man sich durch List der Schlüssel bemächtigt hatte, sie eines Tages vor vollendeter Tatsache stehen würde. Wohl hatte der Grundherr mit der Erlaubnis zur Einrichtung des katholischen Gottesdienstes in Tarnowke gezögert, bis er die Kirche im Kartenspiel an Platern verloren haben soll.

Nun erst recht war die Furcht vor einem Überfall begründet. Darum wurde eine ständige Wache eingerichtet; am Tage 20, nachts 40 Mann, mit Sensen, Heugabeln und Äxten bewaffnet. Auf den Turm wurden Steine für die Verteidigung der Kirche getragen und niemand durfte sich weit vom Dorfe entfernen, um auf das erste Zeichen der Sturmglöcke zur Stelle sein zu können. Als Seele all' dieser Vorbereitungen kann man wohl Nehring ansehen. Das große Ansehen, das er genoß, hätte vielleicht die Rettung der Kirche erreicht, aber er lag am hitzigen Fieber krank und konnte somit nichts tun.

Als nun wirklich der Offizial Platern mit vielen anderen unvermutet erschien, rief die Sturmglöcke die Bauern zusammen und der Angriff wurde tatsächlich abgeschlagen“.

Die Kirche war gerettet, aber der Grundherr forderte die Gemeinde wegen Mißhandlung der Geistlichen vor und da kein Schuldiger zu finden war, ließ er die beiden Schöppen gefangen setzen und drohte, sie hinrichten zu lassen, wenn die Gemeinde nicht binnen weniger Tage ihre Kirche selbst bis auf den Grund zerstöre. Das tat denn die Gemeinde mit blutendem Herzen Fastnacht 1732.

Die Glocken, Heiligen Geräte, Altar und Kanzel und sonstiges Eigentum der Kirche sollte nach Krojanke abgeliefert werden. Um dies zu verhindern, vergruben die Bauern alle diese Sachen, sogar die Kirchenbänke. Nach und nach wurden diese Gegenstände heimlich wieder ausgegraben und in den Häusern, Scheunen und Ställen versteckt und für die Zeit der Befreiung, an welche die Bauern felsenfest glaubten, aufgehoben.

Bald nach der Zerstörung der Kirche setzte Nehrings Arbeit für die Wiedererrichtung von Kirche und Pfarrer ein. Sein Ansehen bei der Grundherrschaft gab seinen Bemühungen den nötigen Nachdruck. Erreicht war vorläufig nur, daß kein polnischer Gottesdienst in Tarnowke eingeführt wurde und keine Abgaben an die katholische Kirche in Krojanke entrichtet zu werden brauchte.

Fürstin Anna Sulkowska, die Grundherrin von Krojanke, verwandte sich in Warschau für die Gemeinde Tarnowke und 1768 genehmigte der polnische Reichstag endlich die Erbauung der Kirche und die Berufung eines Pfarrers. Wegen der herrschenden Unruhen ließ sich der Bau erst 1773 ermöglichen — nachdem das Land an Preußen gekommen war. Neben dem Bild Nehrings in der Kirche hängt eine Tafel, die in einem kurzen Reim diese Geschichte angibt:

Durch blinden Eifer sank ich nieder.

Anno 1732

Durch Gottes Hilfe steh ich wieder.

Anno 1773

O Christen, kommt in's Heiligtum,
Bringt unserm Gott Lob, Ehr und Ruhm!

Die Chronik berichtet von Nehring weiter:

„Die Wiederrichtung der hiesigen Pfarre hat er vorzüglich bei der Grundherrschaft betrieben und zur Erbauung der Kirche und Pfarr-Gebäude sehr vieles aus seinem eigenem Vermögen beygetragen“. Von seiner musterhaften Verwaltung der Gemeinde, von seiner Redlichkeit und Gerechtigkeit sind heute noch mancherlei Geschichten im Dorfe bekannt. Nach dem Privilegium für den Schulzen von Tarnowke vom 3. Dezember 1678 hatte er die Gemeinde „nach dem Muster ordentlicher deutscher Städte“ zu führen. Und das tat Nehring. Pfarrer Plähn widmet seinem Andenken in der Chronik fol-

gende Worte: „Dieser Chr. Nehring ist ein Muster eines tüchtigen Schulzen und Ortsvorstehers, sowie eines guten evangelischen Christen gewesen, durch die gute Zucht an Ordnung, die er in der Gemeinde gehalten hat, wovon jetzt noch die Erinnerungen in derselben fortleben, und durch die Verdienste, die er sich um die Kirche hieselbst erworben hat“.

Wenn wir dieses Mannes Bild betrachten, haben wir den Eindruck, es mit einem echten Deutschen zu tun zu haben. Das schmale längliche Gesicht, die hohe Stirn und die blauen treuen Augen offenbaren die edle nordische Rasse, die gerade Nase und das schöne gewölbte Kinn geben diesem Antlitz einen besonderen Reiz. Die grobe Hand ist nicht gewohnt, zu ruhen, sondern am Pflug ihre Schuldigkeit zu tun und ohne Zagen in Dornen zu greifen.

Die harten bäuerlichen Züge sprechen von Mühe und Arbeit, von Kampf und Not. Ein rechter Grenzland-Deutscher; in unserem Heimatgau geboren, in ihm geschaff't, gelitten, gekämpft, auf seines Volkstums Vorposten als treuer Streiter befunden und müde und lebenssatt in der Heimerde vor dem Eingange seiner Kirche zur Ruhe gebettet, als ob er tot noch vor ihr, dieser deutschen Grenzland-Bauernkirche, die Wacht halten wollte, ist sein Andenken wert, in höchsten Ehren gehalten zu werden.

Unsere Zeit ist leichtlebig und vergißt schnell, und gerade in unserer Heimat, haben wir leider viel Grund über mangelnde Ehrerbietung gegenüber unseren Toten zu klagen. Davon zeugt die Verwahrlosung und Verschandelung so vieler Fried-

höfe, auf denen ohne Ehrfurcht selbst vor den Toten, den die Heimat viel zu danken hat, gefühllos Denkmäler fortgenommen und zu Geld gemacht und die Hügel eingeebnet werden.

Auch Nehrings Grab ist in keinem würdigen Zustande. Der Grabstein ist vielfach zerkratzt und oft die Zielscheibe von Steinwürfen gewesen. Das haben Knabenhände gemacht, ohne an etwas Böses dabei gedacht zu haben. Anders aber ist das mit der Einebnung der Grabhügel Nehrings und seiner Ehefrau und mit der Verlegung des Zuweges zum Südeingang der Kirche gerade über die Nehringschen Gräber. Es wäre eine Kleinigkeit, diesen Zuweg ein wenig nach Osten auszubiegen und an den neu aufzuschüttenden Hügeln vorbeizuführen, wodurch der Weg zur Kirche um keine drei Schritte länger werden würde. „Vergiß die treuen Toten nicht!“ Für die Gemeinde Tarnowke wäre die würdige Wiederherstellung der Gräber eine Pflicht der Dankbarkeit, der sie sich gar nicht entziehen kann.

Nehring war, so weit wir es wissen, einer der Besten, vielleicht der Beste, der auf dieser Dornau gestanden und dem Ort das beste Stück seiner Geschichte gegeben hat, des Kapitels, das den Namen Scharfendorn am schönsten begründet.

Drei Denkmäler stehen unserem Nehring hier:

Die Kirche, sein Bild und sein Grabstein.

Wenn wir sie sehen, wollen wir uns des Wortes der Heiligen Schrift erinnern:

Ein treuer Mann wird viel gesegnet!

B.

Zum Tag der Pommern Pfingsten 1958 in Kassel:

O Mensch, du hast ein Vaterland,
ein heiliges Land, ein geliebtes Land,
eine Erde, wonach deine Sehnsucht
ewig dichtet und trachtet.

Ernst Moritz Arndt

Pommern: Das Land der Treue

An der Ostseeküste liegt das Land der Pommern, das den Namen trägt der Pomoranen, der am Meere Wohnenden, die verschmolzen in langen Jahrhunderten mit den deutschen Siedlern, die vom Beginn des 12. Jahrhunderts an ins Land kamen, gerufen von den Landesfürsten, die um die Urbarmachung ihres Landes Sorge trugen. Immer wieder hatten sich auch die Pomeranen gegen die Polen zur Wehr zu setzen, die in ihr Land einfielen, und auch dies trug dazu bei, daß hier eher noch als in anderen ostdeutschen Provinzen ein deutscher Neustamm sich bildete, der vor allem niederdeutsches Gepräge erhielt. Die gemeinsamen Nachfahren der Ureinwohner und deutschen Siedler sind die wahren Erben des Landes, und mit pommerscher Treue und in beständiger Liebe sind die anderthalb Millionen heimatvertriebener Pommern, die teils in West-, teils in Mitteldeutschland leben, ihrer geraubten Heimat jenseits des Oderstroms verbunden.

Deutsche waren es, die in Pommern die Städte gründeten, wobei die Küstenstädte das Lübische, die Binnenstädte das Magdeburger und die Städte in dem östlichen Pommern das Kulmische Recht annahmen. Die deutsche Aufsiedlung bewirkte nicht nur, daß das Land aufblühte, sondern sie brachte auch eine Hebung auf kulturellem Gebiet, nachdem bereits um 1300 Fürst Wizlaw III. von Rügen sich zu den deutschen Minnesängern und Spruchdichtern gesellt hatte. Seit 1181 schon war Pommern Lehen des Reiches, und auch späterhin waren die pommerschen Herzöge aus dem Greifengeschlecht beständig bemüht, reichsunmittelbare Fürsten zu werden oder zu bleiben. Dem bedeutendsten Pommernherzog, Bogislaw X., gelang es, einen kaiserlichen Lehensbrief zu erhalten; er war es auch, der dem pommerschen Staatsleben eine festere Form gab. Zu seiner Residenz wählte er Stettin, das im Jahre 1243 als Stadt begründet worden war.

Auf dieser Grundlage rechtschaffener Verwaltung entfaltete sich zugleich ein reiches kulturelles Leben, wie auch die Reformation durch Johannes Bugenhagen in Pommern ihren Einzug hielt. Der Reformator, den Luther »Dr. Pomeranus« zu nennen pflegte, war auch der erste Geschichtschreiber Pommerns: Er versäumte es nicht hervorzuheben, daß die Pommernherzöge niemals den Polen lehenspflichtig waren, und er fügte hinzu: „Daß uns nur ja niemand den Polen zurechnen möge!“

Im Dreißigjährigen Kriege jedoch sank das Land in Schutt und Asche. Damals entstand das traurige Lied von dem Pommerland, das abgebrannt wurde, und die politischen Wirren führten nach dem Aussterben des Greifengeschlechts zur Teilung des Landes. Erst als es in der Folgezeit den Brandenburgern gelang, Ostpommern wiederzuvereinigen, überwand das Land allmählich die schweren Schäden, die es erlitten hatte. Unter dem Vater Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelm I., wurde Stettin als Hafenstadt für Berlin ausgebaut, die es bis zum Jahre 1945 geblieben ist. Mehr und mehr wurde Pommern zu einem Kernland

Preußens, den übrigen Ländern der preußischen Krone verbunden durch die gleiche Gesinnung seiner Bewohner.

So künden die Annalen der preußischen Geschichte immer wieder von pommerscher Treue und pommerscher Tapferkeit des Herzens wie auch von echtem Bürgersinn, der in den Städten obwaltete, und von der derben Geradheit des pommerschen Landvolks. Und immer, wenn Preußen darniederlag, gehörten Söhne des pommerschen Landes zu denen, die mit Zuversicht an das Werk der Wiederaufrichtung des Gemeinwesens gingen in jenem Sinne, wie ihn Ernst Moritz Arndt in seiner »Friedensrede an die Deutschen« am 13. Juli 1807 in die Worte faßte, die heute schier mehr noch als in jener Zeit Mahnung und Aufruf sind:

Deutsche! Geliebte Brüder und Landsleute!

Unser Zeitalter ist schwer, unser Unglück ist groß, aber für den, der nicht an sich verzweifelt, ist nichts verloren!

Wie haben wir gelebt in Sorgen und Ängsten, und in törichten und vergeblichen! Die Welt wird sich halten! Sie wird sich aufrichten, wenn wir fest und aufrecht bleiben. Die Meteore und Ungeheuer der Zeit werden, angebetet oder verflucht, zu ihrer Zeit auch nur als Erinnerungen schweben!

Wir wollen nicht verzagt sein, daß wir Stunden und Tage verzagt gewesen sind. Unsere ganze Liebe, alle unsere Hoffnung, alle unsere Kraft wollen wir in die Zeit legen und glauben, sie sei zu retten! Und sie wird gerettet werden!

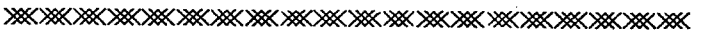
Fremde Fäuste können nicht helfen, wenn die eigenen schlaff sind. Aber die Entscheidung des Zeitalters ruht mehr auf dem Wort und der Meinung, als auf dem Befehl und dem Schwerte.

Klagt nicht um das Verlorene, seht nur auf das Künftige! Herrschaft, die von Schlechten verloren ward, wird durch Tüchtige wiedergewonnen. Die zerschlagenen Städte, die verödeten Fluren bauen deutscher Fleiß und Sparsamkeit schöner wieder auf.

Darum klaget nicht, noch trauert um das Kleine, sondern sorget, daß das Große erstehet und das Schlechte untergehet!

Wahrheit und Recht, Mäßigkeit und Freiheit seien die Halter unseres künftigen Lebens. Darin wollen wir eines sein in Unglück und Schmach, so werden unsere Enkel eines werden durch Glück und Glorie! Dies ist mein letztes Wort, dies unser höchster Glaube.

(hvp)



Allen Landsleuten und Lesern wünschen wir ein

recht frohes Pfingstfest

Die Mitarbeiter u. der Herausgeber des Kreisblattes



Was uns unsere Leser so schrieben:

Ketzereien

Der Artikel „Ketzereien“ von Wolfgang Bahr in der Januar-Ausgabe des Kreisblattes hat mir sehr gut gefallen. Bisher habe ich diesen Mut, daß jemand auch die Polen als Menschen anspricht, noch selten getroffen. Allgemein spricht man ja nur von „Pollacken“ o. ä. Aber dieser Artikel zeigt einen Weg, die Heimat wiederzugewinnen. Herzlichen Dank dafür! Karl Voigt Heide/Holstein, Esmarchstr. am Kreiskrankenhaus.

125 Jahre Restaurant Schwalbe in Landeck

Unser Elternhaus war das Restaurant Schwalbe in Landeck, gleich an der Küddowbrücke. Das Geschäft befand sich seit dem Jahre 1833 in unserer Familie. In unserem Saal wurden die Landecker Vereinsfeste und Holzversteigerungen abgehalten. Wer berichtet einmal darüber?

Hildegard Kuglin, geb. Schwalbe, (24a) Quickborn/Holst., Bahnhofstr. 38

Nach 45 Jahren den Vetter gefunden

In der Rubrik „Anschriftenänderungen“ hat unsere Landsmännin Frau Frieda Schäfer in Düsseldorf, Heinrichstr. 51 früher Pr. Friedland ihren Vetter, Lehrer Alfred Zander, wiedergefunden. Seit dem Jahre 1912 hatten beide nichts mehr voneinander gehört.

Von einem Sparkonto fehlten uns die Unterlagen. Nun wurde es aufgewertet.

Unsere Landsmännin, Frau Margarete Weidemann, früher Schlochau, jetzt in Tiengen/Oberrhein schreibt:

„In Nr. 3 des 4. Kreisblattjahrganges, Seite 470 brachten Sie einen Artikel: „Über die alten Sparguthaben auf ostdeutschen Banken und Sparkassen“.

Dazu möchte ich Folgendes berichten, was wohl alle Leser interessieren dürfte: Auf Grund einer Zeitungsnotiz hatten wir im Jahre 1950 unter anderem ein Sparguthaben meiner Tochter angemeldet, worüber wir keinen Beleg in Händen hatten. Etwa ein Jahr später erhielten wir von der Banken-Kommission in Berlin W. 8, Taubenstr. 26, bei der die Anmeldung erfolgt war, die Benachrichtigung, daß das Konto dort festgestellt worden sei unter Angabe der betreffenden Summe. Auch der genaue Betrag auf dem Girokonto meines Mannes wurde mir mitgeteilt, ohne daß ich danach gefragt hatte. Bei der späteren Aufwertung der Sparguthaben konnte eine Aufwertung auf Grund der erhaltenen Bescheinigung aus der sowj. bes. Zone jedoch nicht stattfinden. Zuzufolge Ihres obigen Zeitungsartikels wurde ich nochmals beim hiesigen Lastenausgleichsamt vorstellig und habe es nun erreicht, daß die Summe nebst einigen 100,— DM Zinsen am 1. April zur Auszahlung kommen wird. Dies ist nun wieder einmal ein Beweis dafür, wie nützlich einem das Kreisblatt sein kann.“

In den großen Ferien ging es stets nach Pr. Friedland

Als Kinder sind wir in jedem Jahr in den großen Ferien nach Pr. Friedland zu meinen Großeltern gefahren. Mein Vater, zuletzt Gymnasialprofessor in Insterburg, hatte als junger Lehrer in Pr. Friedland dort meine Mutter, die Tochter des Kaufmanns E. Ferchland am Markt, kennengelernt. Max Toews, Berlin-Charlottenburg 4, Goethepark 16.

Liebes Kreisblatt und liebe Heimatfreunde!

Jedes Mal, wenn ich die Heimatzeitung erhalte, hatte ich vor, auch mal einen Gruß zu senden und Euch zu sagen, daß ich die Zeitung immer mit sehr großem Interesse lese, die mir all die Jahre in Flatow wieder in Erinnerung bringt.

Das Leben hier in Amerika, wo wir nun schon sieben Jahre sind reißt einen ungewollt mit und man hat nie Zeit. Zeit ist Geld und das ist hier im wahrsten Sinne des Wortes der Fall.

Im allgemeinen gefällt es uns hier aber gut und wir haben uns gut eingelebt. Die ersten Jahre waren nicht leicht, wie jeder Anfang nicht leicht ist. Doch nun haben wir mit der Sprache kaum noch Schwierigkeiten. Unsere Kinder sprechen selbstverständlich auch noch deutsch und aus Erzählungen kennen sie auch Flatow und Pommern.

Selbst hier in der Fremde hatten wir schon Besuch von Flatowern und ich möchte jeden Landsmann bitten, der vielleicht durch Zufall mal nach Niagara Falls kommt, nicht zu vergessen, bei uns „Hallo“ zu sagen.

Mit herzlichem Heimatgruß verbleibe ich

Gisela Heyden, geb. Feldsmann
31 Hyde Park, Niagara Falls/U.S.A.

Weitere Leserbriefe werden in der Juni-Ausgabe veröffentlicht. Diese soll bereits um die Monatsmitte erscheinen.

Erlebnis auf der Flucht

Es war an einem heißen Junitag des Jahres 1945. Mit meist 11 und 9 Jahre alt, war ich auf dem Fußmarsch von Stralsund in Richtung Heimat. Wir hatten uns nach dem Einzug der Russen bei der russischen Polizei melden müssen und dort ein Dokument mit folgendem Inhalt in die Hand gedrückt bekommen: „Der Osten ist befreit vom Hitlerjoch. Alle Flüchtlinge müssen sofort in die Heimat zurück, dort herrschen Ruhe und Ordnung.“ Wie gerne wollten wir in die Heimat zurück! Aber wie? Kein Zug fuhr. Also los auf Schusters Rappen! Mit 200 Mann begann unser Leidensweg. Unsere Karawane wurde von Tag zu Tag kleiner. Was die Russen nicht mitnahmen, blieb erschöpft am Wegesrand zurück. So zog ich mit meinen Jungen bald allein die Straße fürbaß. Alle Orte weiß ich nicht mehr, die wir in diesen Tagen durchwandert hatten. Eines Tages traten wir aus einem Waldstück heraus, als mein ältester Sohn sagte: „Mutti, hier in der Nähe muß eine Eisenbahnstrecke sein.“ Er hatte recht. Bald stießen wir auf einen Güterzug, der auf freier Strecke stand und mit Beutegut aller Art beladen war. Mehrere Männer umstanden die Lokomotive, die wohl nicht weiter wollte. Es war unser Glück. Aber wie sollten wir auf die hohen Wagen hinaufkommen. Treuherzig ging mein Elfjähriger zu dem uns am nächsten stehenden Ausländer und sagte: „Onkel, meine Mutti hat kranke Füße, hilf ihr doch, da nach oben auf den Wagen zu kommen. Wir wollen nach Hause nach Schlochau.“ Der Angeredete redete darauf auf seinen Nachbarn ein. Er hatte wohl verstanden, denn nach kurzer Zeit hoben mich zwei Männer mit einem Schwung auf den Waggon. Ich landete unter dem vorderen Ende eines Bootes, das man für den Brückenbau verwendet. Meine Kinder kamen allein nach. Als ich dann glücklich meine Gedanken wieder beisammen hatte, fuhr der Zug wirklich an. Im Schnecken-tempo durchfuhr er viele Kurven und Waldstücke. Plötzlich sahen wir aus einem Waldstück drei russische Soldaten gelaufen kommen. Nach einem kühnen Anlauf landete der erste zwischen mir und den Kindern unter dem Boot. Wir waren mehr als erschrocken. Aber dann hörten wir deutsche Laute: „Ich tue Ihnen und den Kindern kein Leid. Ich bin russischer Arzt.“ Da der Mann keinen schlechten Eindruck machte, beruhigten wir uns bald. Er hatte blaue Augen und unter seiner Pelzmütze schimmerte blondes Lockenhaar.

Es entspann sich folgendes Gespräch: „Wo wollen Sie hin?“ Meine Antwort: „Nach Schlochau.“ „Nach Schlochau?“ klang es bedächtig zurück. „Eine saubere Stadt mit einer reizvollen Umgebung.“ Meine Gegenfrage: „Woher kennen Sie meine Heimatstadt?“ Darauf seine Antwort: Ich war Lagerarzt in Hammerstein. Einige Male wurde ich zur Besichtigung des Krankenhauses nach Schlochau eingeladen. Es war ein schöner neuzeitlicher Bau, mit allen modernen Instrumenten und Geräten ausgestattet. Aber die Seele des Krankenhauses war doch der Chefarzt, ein Mann, der für uns, die wir doch seine Feinde waren, ein freundliches Wort übrig hatte. Das vergesse ich nie.“ Und dann: „Hoffentlich komme ich gesund zu meiner Familie nach Rußland. Ob meine Angehörigen leben? Wer weiß es!“

Ein Ruck. Der Zug hielt. Wir entzifferten von weitem das Schild über dem Bahnhofseingang: Kallies in Pom. Unser Arzt sprang mit einem Gruß vom Wagen herunter. Auf dem Gegen-gleis hielt ein Personenzug. Wir als Nazis durften mit diesem Zuge nicht fahren. Mit meinen Kindern stand ich allein auf dem zerstörten Bahnhof von Kallies. Der Personenzug fuhr an und das freundliche Gesicht des russischen Arztes guckte aus dem Fenster eines der Wagen. „Grüßen Sie Herrn Dr. Hennings“, rief der Russe, „er war ein guter Deutscher. In meiner Heimat werde ich von ihm erzählen.“

Seitdem sind fast dreizehn Jahre verflossen. Aber den mir damals aufgetragenen Gruß habe ich hiermit bestellt.

Frau Maria Köhn in Göhl über Oldenburg/Holstein
früher Schlochau, Bahnhofstraße

Volkstümliche Redensarten im Kreise Schlochau, in denen Ortsnamen genannt werden.

Von L. Gerschke

Hammerstein: Wenn man Geliebten wegen seiner Geringfügigkeit nicht zurückhaben oder zurückgeben will, so pflegt man zu sagen: „No, datt djiffst mi trüddj up'm letzte Haumesteesche Jauematcht, — dei trefft upp de 32.“ (Na, das gibst du mir zurück auf dem letzten Hammersteiner Jahrmarkt, der trifft auf den 32.).

Gr. Peterkau: „Datt tchlint, as im Petekuchdje Polee“. (Das klingt, wie im Peterkauer Palais). So sagt man bei lautem Trubel, Gesang und Musik. Gr. Peterkau war ein alter Herrnsitz. Davon zeugen noch die Ritterrüstungen in der dortigen Kirche. Der Sage nach wurden im Peterkauer Schloß laute Feste gefeiert, bei denen auch der Böse seine Hand im Spiele hatte. (Vielleicht hängt hiermit die obige Redensart zusammen.)

Was jeder Flatower von seiner Heimatstadt wissen muß

13 Jahre der Vertreibung sind nicht spurlos an uns vorübergegangen, und die vorwärtsrasende Zeit bringt soviel Neues, Interessantes und Aufwühlendes, daß manche alten Erinnerungen den neuen Eindrücken Platz machen und im Dunkel der Vergangenheit versinken.

Unser Heimatstädtchen war so reizvoll, es hat uns so gut beherbergt und ist dabei ein Stück unseres Lebens geworden, so daß wir es nie aus unserer Erinnerung verlieren möchten. Viele unserer Kinder wissen nur noch wenig von der Stadt, in der sie geboren sind. Ihnen und allen Heimatfreunden seien die folgenden oft recht nüchternen Angaben als Gedächtnisstütze gegeben. Mögen sie als Stamm und Äste eines schönen Baumes dienen, der Flatow heißt. Blätter, Blüten, Duft und Farbe mögen Heimattreue und -liebe hinzufügen.

Flatow hatte 1939 rund 7500 Einwohner. Die Stadt, die 107 m über dem Meeresspiegel liegt, besitzt seit 1370 deutsches Stadtrecht. Ihre reizvolle Lage dokumentiert sich durch das Fließchen Glumia, durch die fünf Seen, den 50 ha großen Stadtsee, den 7 km langen Petziner See, den Babasee, den Bielsksee und den Propstsee. Zwischen Stadtsee und Petziner See erstreckt sich der 70 ha große Tiergarten mit herrlichen alten Laub- und Nadelbäumen. Die Stadt war Eisenbahnknotenpunkt an der Eisenbahnstrecke Berlin—Schneidemühl—Königsberg mit Abzweigungen nach Jastrow, Dt. Krone und Kujan (Vandsburg). Zu fast allen Dörfern des Kreises bestand eine Verbindung durch Postkraftwagen.

Als Kreisstadt des 970 qkm großen, 42 000 Einwohner zählenden Kreises Flatow war sie Sitz vieler Behörden. Durch das Versailler Friedensdiktat hatte der Kreis etwa $\frac{2}{3}$ seiner alten Fläche mit 30 000 Einwohnern verloren. Grenzübergänge nach Polen (Korridorgebiet) gab es bei Preußenfeld, Ruden, Kujan und Ziskau. Die Grenze zum abgetretenen Gebiet hatte im Kreis eine Länge von rund 40 km. 12 000 ha Hochwald, 60 Seen und die Flüsse Küddow, Glumia, Dobrinka, Kamionka und Nietza verschönten die Umgebung der Stadt in ungeahnter Weise.

Das Bild der Stadt wurde von mehreren *stattlichen Bauwerken* geprägt. Das älteste ist die kath. St. Marienkirche (1664), ein wichtiger Barockbau mit prächtiger Innenausstattung. Sie wurde nach Entwürfen eines Danziger Baumeisters gebaut.

Die ev. Kirche (1831) auf dem Hauptmarkt entwarf der königliche Baumeister Schinkel. Ein weiteres recht repräsentatives Gebäude ist das 1911 errichtete Kreishaus in der Bahnhofstraße, dem ein herrlicher Park beigegeben ist.

Das Rathaus an der Ecke Bahnhofstraße—Friedländer Straße stammt aus dem Jahre 1914/15.

Auf der Fischereihalbinsel (Rosenow) am Stadtsee stand früher die große Burg Flatow. Sie wurde am 28. Juni 1657 vom Schwedenkönig Karl X. zerstört. Das Flatower Schloß der Hohenzollern an der Chaussee nach Jastrow ist um 1750 erbaut worden.

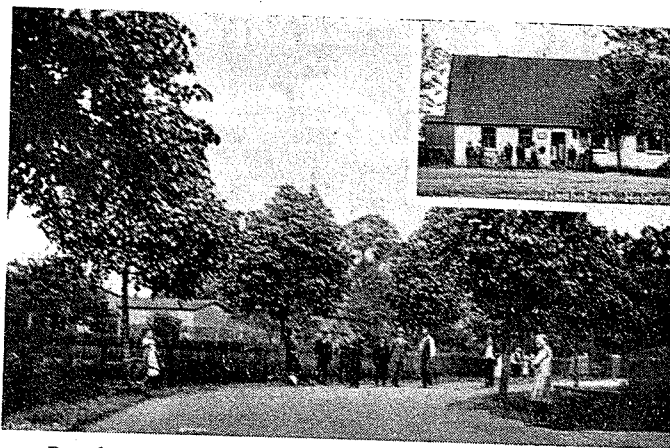
Erwähnt seien noch die Backsteinbauten des Amtsgerichts und der Turnhalle, ferner die neuen Gebäude der Post, des Finanzamts, der Oberschule am Blücherplatz, der Zentralschule an der neuen Bahnhofstraße und das Jugendheim am Petziner See. Gern erinnern wir uns auch an die großen Sportanlagen am Petziner See mit Sportfeld, Badeanstalt und Bootshaus und an die Jugendherberge am Stadtsee hinter den Friedhöfen.

Auch den *Denkmälern* in der Stadt sei ein Wort gewidmet. Am Schloß stand in einer Grünanlage das Kreiskriegerdenkmal von 1860, 1870/71. Die Gedenksteine für die Gefallenen des 1. Weltkrieges hatten ihren Platz unter den Bäumen an der Schinkelkirche. Sehenswert waren auch das Jahndenkmäl (1900) am Tiergarten, das Denkmal Wilhelms I. (1890), der Bismarckturm auf dem Galgenberg (1908) und der Hirsch, das Flatower Wappentier, im Schloßgarten, der jetzt vor dem Rathaus einen Platz gefunden hat.

Flatows *Wirtschaft* zeigt sich in vielen Unternehmen. Denken wir an die Überlandzentrale, der einzigen Aktiengesellschaft des Kreises mit 1 Million Reichsmark Aktienkapital. Vergessen wir nicht die Spritrefinerie und Essigfabrik von Elkuß-Hillebrandt, die Werke von Friedrich Iwanski, die Sägewerke von Heimbucher, Butenhoff, Brandt u. a., die Zentralgenossenschaftsmolkerei, zwei Brennereien, das städtische Wasser- und Klärwerk, das Schlachthaus mit Kühlhaus, die Raiffeisengenossenschaft und die vielen Handels- und Geschäftshäuser.

Welch herrliche *Ausflüge* und *Wanderungen* konnten wir Flatower unternehmen!

Der Tiergarten mit seinem Waldrestaurant war wohl der am meisten besuchte Erholungsort. Oft schloß sich noch eine Wan-



Posenberg. Dorfstraße und (oben) der Gasthof von Albert Habermann

derung nach Blankwitz an. Nun seien auch andere Orte des Kreises erwähnt. Krojanke mit seinen 3500 Einwohnern, die alte kath. Kirche, dem Schützenhaus, den großen Waldungen und dem reizenden Glumiatal. Wie oft waren wir in Küddowbrück mit den herrlichen Spaziergängen im Küddowtal auf dem Schloßberg bei Kölpin oder an der Auerbachshütte dem alten Eisenhammerwerk bei Schönfeld. Der Bauchberg bei Straßfurt mit seinen 208 m gewährte uns einen weiten Blick über unser Heimatland, er zog uns ebenso an wie Kujan mit seinen großen Forsten, dem Borownosee mit dem prinzipaler Jagdschloß. In Linde verstand man es prächtig, Feste zu feiern. Der Sandkrug und Schliemanns Kelterei hatten einer Ruf. Auch die Volkshochschule Marienbuchen mit dem alten Park hatte viele Freunde, wie auch die Staluner Mühle, das Dobrinkatal und das Kamionkatal.

Das ist unser altes, liebes Flatow, wie es in der Erinnerung lebt. Denjenigen aber, die vor Ungeduld schon resignieren und den Gedanken an eine Heimkehr aus ihrem Kopfe verbannt haben, sei gesagt, daß 13 Jahre gegenüber den Jahrzehnten, die unsere Eltern und Großeltern am Flatower Stadtbild gebaut haben, eine kleine Zeitspanne sind. Die Steine der Stadt reden ewig die deutsche Sprache.

Wolfgang Bahr

Pr. Friedländer Maienlied

(Mel.: Lippe Detmold eine wunderschöne Stadt)

1. Preußisch Friedland, das war eine schöne Stadt,
erbaut auf grünen Höh'n.
Sie ist ja unsere Heimatstadt
mit Bergen, Wäldern, Seen.
Die Täler weit und Wiesengrün
umkränzt von Wald und Bergeshöh'n.
Und Mauern, Türme um die Stadt
sie bald schon tausend Jahre hat.
2. Im Mai, da ging es immer früh hinaus
und „Vorlängs“ ging es lang.
Der Kuckuk und der Auerhahn,
die riefen dann schon bang.
Die Lerche schrob sich hoch vor Lust;
sie sang ihr Lied aus voller Brust.
Die Quelle in dem ersten Tal,
die plätschert' lustig dazumal.
3. Mit Gesang, da zogen wir dann zu dem Wall
am grünen Wiesenrand.
„Schwarzleiberbusch“ rief man wohl in den Wald
Das Echo zurück uns klang.
Hirsch und Rehe ästen am Waldesrand,
und Freund Lampe uns über die Füße sprang.
Und Blumen gab es ohne Zahl:
Ach ja! Es war einmal!
4. O du Heimatstadt heut' in Polenhand,
Wie bist du weit, so weit!
Verlassen liegst du heute dort im Land
von fremdem Volk betreut.
Wir haben keine Heimat mehr.
Das Herz ist voll, ist viel zu schwer.
Wir glauben an ein Wiedersehn,
Ach Heimat, wie warst du so schön!

Allen Pr. Friedländern gewidmet von Gerhard Seidlitz
Berlin-Neukölln, Schillerpromenade 26



Steinborn

Gasthof von K. Handtke
Die Schule und der Dorfteich.
Einges. von Ernst Handke,
früher Steinborn,
jetzt Dortmund-Mengede,
Brinkmannstr. 8

Aus der Arbeit für die Heimat

Heimatkreis Schlochau in Berlin

Zu einem Lichtbildervortrag über das Schlochau von heute waren alle Mitglieder am 30. März eingeladen worden. Wohl selten sind so viele Landsleute bei uns erschienen, wie an diesem Tage. Es ist doch erfreulich, zu sehen, daß die Liebe zur Heimat noch in jedem Heimatvertriebenen vorhanden ist.

Der 1. Vorsitzende, Ldsm. Erich Gast, begrüßte die erschienenen Gäste, u. a. den Vorsitzenden der Landsmannschaft Westpreußen in Berlin, sowie die Vorsitzenden der Kreisgruppen Bromberg, Elbing und Konitz und erteilte dann dem Redner das Wort. Dieser verstand es, die alte Heimat mit ihren Schönheiten vor unseren Augen erstehen zu lassen. Leider zeigten die Bilder ein ganz anderes Land, so, wie wir es wohl nie für möglich gehalten hätten. Reicher Beifall dankte dem Vortragenden für seine Ausführungen.

Am 26. Mai (2. Pfingstfeiertag) wollen wir uns wieder in Lankwitz in Pichlers Viktoriagarten treffen. Da u. a. auch die Vorstandswahl vorgesehen ist, wird ein vollzähliges Erscheinen aller Mitglieder erwartet. Auch über die Dampferfahrt und die Ferienreise unserer Kinder nach Northeim soll näheres mitgeteilt werden.
M. Dobroschke

✱

Ortsverband Hamburg

Für die vielen Glückwünsche und Aufmerksamkeiten, die mich anläßlich meines Geburtstages erreichten, sage ich allen Landsleuten meinen aufrichtigen Dank und verspreche, mich auch weiterhin mit meiner ganzen Kraft für den Ortsverband Hamburg einzusetzen.

Unsere nächste Zusammenkunft findet am Sonntag, dem 1. Juni 1958 im Kaffee Fischer, Hamburg, An der Alster 51, ab 15.00 Uhr, statt.

Mit den besten Heimatgrüßen
Leo Weidlich

✱

Heimatfreunde der Kreise Schlochau und Flatow an Rhein und Ruhr

Unsere Zusammenkunft am 8. Juni 1958 in Köln muß leider ausfallen, da unser Landsmann, Herr Lehrer Teske, erkrankt ist. Die Gründungsfeier der Ortsgruppe Köln-Bonn findet wahrscheinlich nun erst im Juli/August statt.

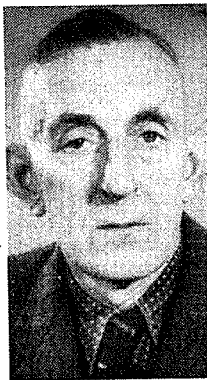
✱

Der Herr Kapitularvikar der Freien Prälatur Schneidemühl in Berlin-Charlottenburg 9, Bayernallee 28 hat mit der Aufstellung einer Diözesankartei begonnen und bittet alle Angehörigen der Prälatur aus den Kreisen Schlochau, Flatow, Netze-Kreis, Schwerin a/W., Meseritz, Dt. Krone, Bomst, Fraustadt und dem Stadtkreis Schneidemühl um baldige Übersendung folgender Angaben:

1. Name, Vorname, Beruf
2. Geburtsdatum und Ort
3. Letzte Wohnung in der Heimat vor der Vertreibung, Ort und Straße
4. Name der Heimatpfarre
5. Jetzige Anschrift, Ort, Kreis, Straße
- zu 1-5: dieses gilt auch für die Ehefrau und erwachsene Kinder
6. Wenn möglich, werden vorstehende Angaben auch für Angehörige in der sowjetisch besetzten Zone erbeten.

Die Angaben 1-6 bitten wir zu senden an:
Kapitularvikar für die Freie Prälatur Schneidemühl,
Prälat Polzin, in Berlin-Charlottenburg 9, Bayern-
allee 28 oder an:
Regierungsoberinspektor i. R. Karl Wilhelm,
Hagen/Westf., Konkordiastr. 1

Zum 60. Geburtstag von Ldsm. Aloys Spors, Förstenau



Am 30. Mai 1958 begeht unser Landsmann, der Gastwirt und Kaufmann Aloys Spors aus Förstenau, Kr. Schlochau seinen 60. Geburtstag. Seine kaufmännische Lehre absolvierte er von 1912 bis 1915 bei dem Kaufmann Bruno Gillmeister in Prechlau. Nach Ableistung seiner Militärzeit - hierbei holte er sich eine schwere Verwundung, an der er noch heute leidet -, ging er 1919 nach Osnabrück zu seiner Schwester, die dort verheiratet war. Hier war er bis zum Jahre 1932 als kaufm. Angestellter beschäftigt. Dann ging er wieder in seine Heimat Förstenau zurück und eröffnete dort die Gastwirtschaft »Zur Friedenseiche« nebst einem Kolonialwarengeschäft.

Auch ihm blieb 1946 das Schicksal der Flucht nicht erspart. Nachdem er mit seiner Familie 2 Jahre in Holstein und im Emsland gewohnt hatte, konnte er im Jahre 1948 endlich in Osnabrück eine Wohnung bekommen. Doch noch einmal sollte ihn das Schicksal hart treffen, als er im Jahre 1953 einen schweren Autounfall erlitt.

Seit dem Bestehen der Heimatkreisgruppe Schlochau in Osnabrück ist Aloys Spors ihr stellvertretender Vorsitzender. Wie in der Heimat, so hat er sich auch in Osnabrück durch sein offenes und gerades Wesen und durch seine Hilfsbereitschaft viele Freunde erworben. Durch seinen unerschütterlichen Glauben an die Heimat hat er mit dazu beigetragen, daß der Gedanke an sie bei allen lebendig bleibt.

Unvergeßlich aber wird seine Arbeit für die Gemeinde Förstenau bleiben, die er hier im Westen als ihr Vertrauensmann vertritt. Unermüdlich begann er sofort in seiner neuen Heimat die Anschriften der Förstener zusammenzutragen. Fast vollständig hat er die Ortskartei der Gemeinde Förstenau hergestellt. Lobende Anerkennung sprach immer wieder der Leiter der Heimatauskunftsstelle, Herr von Münchow, aus, über die von Aloys Spors für die Heimat geleistete Arbeit. Der Vorsitzende der „Aktion Pommern“ in Hamburg, Herr Amtsgerichtsdirektor a. D. Osterwald, schreibt u. a.: „Wir danken Ihnen sehr für diese ausgezeichneten Arbeiten, die für uns sehr wertvoll sind. Ihre Arbeiten zählen zu den besten Unterlagen, die wir bekommen haben. Wir wissen, daß Sie ungeheure Arbeit dareingesteckt haben.“

Seine in Osnabrück und in der weiten Welt verstreuten Landsleute wünschen ihm zu seinem 60. Geburtstage alles Gute und hoffen, daß sein Wunsch, in die liebe Heimat nach Förstenau zurückzukehren, recht bald in Erfüllung gehen möge.
Jetzige Anschrift: Osnabrück, Teutoburger Straße 26

Springe verdankt seinen Ruhm

dem Fleischermeister Theodor Nast aus Schlochau

Springe. Als „Stadt des Lichts“ ist Springe nicht nur in Westdeutschland, sondern auch im Ausland bekannt, aber jetzt ist die Kreisstadt auch auf dem besten Wege, „Stadt der Würste“ zu werden. Das mag komisch klingen, aber schließlich haben wir in Eldagsen die „Senf- und Honigkuchenstadt“, und daneben nimmt sich die „Stadt der Würste“ auch nicht schlecht aus. Zum Senf gehören schließlich auch ein paar gute Würste.

Diesen neuen Titel wird Springe dem Fleischermeister Theodor Nast zu verdanken haben, der für seine „feine Leberwurst“ auf der jetzt in Frankfurt durchgeführten Deutschen Fleischwaren-Qualitätsprüfung 1958 der DLG mit dem 1. Preis ausgezeichnet wurde. Diese Leistung muß um so höher bewertet werden, wenn man hört, daß die aus 200 Richtern und 20 Oberrichtern bestehende Jury, der Prof. Dr. Lerche, Berlin, vorstand, von insgesamt 1850 eingesandten Proben die Leberwurst des Fleischermeisters Nast als die beste bezeichneten.

Telegrafisch war Fleischermeister Theo Nast aufgefordert worden, innerhalb von sechs Stunden seine Leberwurst per Expres nach Frankfurt zu schicken. „In so kurze Zeit kann selbst der beste Fleischer keine besondere Wurst mehr herstellen“, erklärte uns Fleischermeister Nast, der auf seinen großen Erfolg mit Recht stolz sein kann. Bereits im vergangenen Jahr konnte Fleischermeister Nast mit seinen Würst-erzeugnissen Lorbeeren ernten. Er beteiligte sich am Internationalen Fleischerwettkampf in Amsterdam und bekam für seine Salami- und Leberwurst je einen 2. Preis, und auf der Deutschen Fleischwaren-Qualitätsprüfung der DLG in Frankfurt, die in jedem Jahr stattfindet, bekam er für grobe Leberwurst den 2. Preis. Daß die eingesandten Fleisch- und Würstwaren nach allen Regeln der Kunst „durchleuchtet“ werden, dürfte sich am Rande verstehen. Theodor Nast ist der einzige Fleischermeister aus dem Kreise Springe, der sich im Vorjahre und auch in diesem Jahr an der Qualitätsprüfung beteiligt hat.

Neues vom Lastenausgleich

Die Hausratentschädigung

Die Auszahlung der zweiten Rate wird jetzt abgeschlossen. Der Präsident des Bundesausgleichsamtes hat eine Neunte Anordnung über die Freigabe von Hausratentschädigung erlassen. Sie ist mit dem 15. April in Kraft getreten.

Die Auszahlung der ersten Rate an alle Geschädigten, die Auszahlung der zweiten Rate an die Geschädigten mit mindestens vierzig Punkten und die Auszahlung der dritten Rate an die Geschädigten mit mindestens 75 Punkten war bisher freigegeben worden. Darüber hinaus konnten fünf Prozent der Mittel an solche Vertriebenen und Kriegssachgeschädigten vergeben werden, die weniger als 75 Punkte besitzen, bei denen jedoch ein besonderer Härtefall anzuerkennen ist. Als Härtefälle sollten insbesondere alle Personen gelten, die das siebzigste Lebensjahr vollendet haben.

Die neue Anordnung sieht nun vor, daß künftig die zweite Rate auch an die Geschädigten mit null bis 39 Punkten zur Auszahlung gelangt. Damit ist fünfeinhalb Jahre nach Inkrafttreten des Lastenausgleichsgesetzes die Hausratentschädigung mit ihre beiden ersten Raten abgeschlossen worden.

Die neue Anordnung des Präsidenten des Bundesausgleichsamtes enthält außerdem eine Heraussetzung der Fünf-Prozent-Klausel für Härtefälle auf zehn Prozent. Durch diese Maßnahme soll erreicht werden, daß alle über Siebzigjährigen die dritte Rate der Hausratentschädigung erhalten. Eine Zuteilung von nur fünf Prozent der Mittel hätte in einigen Ausgleichsamtern nicht zur Durchführung dieses Programms ausgereicht.

Die Hausratentschädigung beträgt in der Regel 1200 DM. Für den vom Antragsteller nicht dauernd getrennt lebenden Ehegatten gibt es, sofern er nicht selbst entschädigungsberechtigt ist, einen Zuschlag von 200 DM, für jeden weiteren zum Haushalt des Geschädigten gehörenden und von ihm wirtschaftlich abhängigen Familienangehörigen, sofern dieser nicht selbst entschädigungsberechtigt ist, einen Zuschlag von 150 DM, und für das dritte und jedes weitere zu berücksichtigende Kind bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres gibt es weitere 150 DM. Für die Familienzuschläge sind die Verhältnisse vom 1. April 1952 maßgebend. Neben dem Familienzuschlag gibt es einen Aufstockungsbetrag, sofern der Geschädigte vor der Vertreibung Einkünfte von mehr als 4000 RM bezog. Er beträgt 400 DM, wenn die verlorenen Einkünfte 4001 bis 6500 RM ausmachten, und 600 DM, wenn die verlorenen Einkünfte 6500 RM überstiegen. Für die Bemessung der Einkünfte sind in der Regel die Verhältnisse von 1937 bis 1939 maßgebend. Führt ein unverheirateter Geschädigter keinen Haushalt mit überwiegend eigener Einrichtung, war aber im Zeitpunkt der Schädigung Eigentümer von Möbeln für mindestens einen Wohnraum, so treten an die Stelle der Entschädigungsbeträge von 1200 DM, 1600 DM (1200 und 400) und 1800 DM (1200 und 600) die Entschädigungsbeträge von 400 DM, 600 und 700 DM.

Die Hausratentschädigung wird in drei, unter Umständen in vier Raten gewährt. Bei der ersten Rate beträgt der Sockelbetrag 300 DM, der Ehegattenzuschlag 150 DM, der Angehörigenzuschlag 50 DM und der zusätzliche Kinderzuschlag 50 DM. Bei der zweiten Rate beträgt der Sockelbetrag 500 DM, der Ehegattenzuschlag 50 DM der Angehörigenzuschlag 50 DM und der zusätzliche Kinderzuschlag 50 DM. Bei Personen, die keinen Haushalt mit überwiegend eigener Einrichtung führten, betragen die erste und die zweite Rate je 200 DM. Auch bei Erben sind die beiden ersten Raten gleich hoch. Die dritte Rate besteht aus den Erhöhungsbeträgen des Achten Änderungsgesetzes (400 DM, 50 DM je Kind, weitere 50 DM für das dritte und jedes folgende Kind) sowie aus den Aufstockungsbeträgen bei verlorenen Einkünften von mehr als 4000 RM. Können aus technischen Gründen die Aufstockungsbeträge des Achten Änderungsgesetzes gezahlt werden, dann werden die Aufstockungsbeträge später — als vierte Rate — zur Auszahlung gebracht.

Bericht der Frau Selma Meifert über die Kämpfe im Walde von Linde-Sandkrug (2. Teil)

Von Albert H. Müller, Nordenham, Hafenstr. 59, früher Linde (Schluß von Seite 840)

Am 9. März befahlen die Russen, daß die Flüchtlinge dahin zurückkehren sollten, woher sie gekommen waren. Und so traf ich am 11. März mit meinem todkranken Bruder wieder in Dargen ein, wo er dann starb. Mich behielten die Russen bis zum August 1947 dort, weil ich einige russische Sprachkenntnisse besaß. Nach meiner Ausweisung traf ich viele Lager passierend, am 29. September 1947 in Fuhrberg in Niedersachsen ein. (Fortsetzung folgt)

Es wird gebeten, alle zur Veröffentlichung bestimmten Berichte und Nachrichten für die Juni-Ausgabe möglichst sofort nach Pflingsten an das Kreisblatt, Bonn 5, Postfach 45 einzusenden.



Mit dieser Aufnahme von ihrem 77. Geburtstage am 19. April 1958 grüßt Frau Mathilde Kandetzki, geb. Battige, früher Pollnitz-Abb., alle Pollnitzer zum Pflingstfest. Sie ist geistig noch sehr rege. Ihr Ehrentag wurde zu einem Familientreffen, an dem sieben ihrer zehn Kinder, sowie drei Schwiegertöchter und zwei Schwiegersöhne teilnahmen. Jetzt: (23) St. Hülfe Nr. 134, Kr. Diepholz.

Erhöhung der Unterhaltshilfe bei steigenden Preisen dringend notwendig

Das Statistische Bundesamt gab bekannt, daß die Lebenshaltungskosten für eine Familie mit geringem Einkommen heute bei 121 Prozent der Kosten von 1950 liegen. Damit ist die Lebenshaltung seit dem 1. April 1957 um sechs vom Hundert angestiegen. Es muß fast als beängstigend angesehen werden, daß in den letzten zwölf Monaten die Lebenshaltung genau so schnell anstieg wie zuvor nur im Verlaufe von etwa 48 Monaten.

Der drohende Stahlarbeiterstreik an der Ruhr endete, bevor er wirklich ausbrach, mit einer erheblichen Heraussetzung der Löhne. Der Kommunalarbeiterwarnstreik erbrachte ebenfalls eine Anhebung der Lohntarife. Wie alle Lohnerhöhungen, so werden auch diese zu einem Anstieg der Preise führen.

Der Preis-Lohn-Bewegung entsprechend sind in sieben der zehn Bundesländer während der letzten Monate Erhöhungen des Fürsorgesatzes vorgenommen worden, die im Durchschnitt das Ausmaß von neun Prozent umfassen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die übrigen Länder in Kürze folgen werden.

All das sind beachtenswerte Zeichen. Sie führen zu dem Schluß, daß eine Heraussetzung der Sätze der Unterhaltshilfe mehr als fällig ist. Seit Jahren gilt bei der Unterhaltshilfe der Grundsatz, daß sie 120 Prozent der Leistungen der Fürsorge ausmachen soll. Bereits bei Inkrafttreten des Achten Änderungsgesetzes zum Lastenausgleichsgesetz war dieser Grundsatz nicht mehr verwirklicht worden. Als man im Bundestag gelegentlich der Beratungen um die 8. Novelle eine Anhebung des Unterhaltshilfesatzes auf 120 DM vorschlug, waren dies noch etwa 120 Prozent. In den Monaten bis zur Verkündung der 8. Novelle war jedoch das Fürsorgeniveau bereits so weit fortentwickelt, daß von 120 Prozent keine Rede mehr sein konnte. Das Achte Änderungsgesetz war in bezug auf die Erhöhung der Unterhaltshilfe also bereits unzulänglich. Bevor die sieben Bundesländer ihre Fürsorgesätze erhöhten, lagen die Unterhaltshilfesätze etwa bei 111 Prozent der Fürsorgeleistungen. Heute werden sie bei 105 Prozent liegen. Sobald die restlichen drei Länder ebenfalls ihre Fürsorgesätze aufgebessert haben werden, werden die Sätze der Unterhaltshilfe im Durchschnitt fast die Sätze der Fürsorge erreicht haben. Es ergibt sich somit die Notwendigkeit, die Sätze der Unterhaltshilfe um mindestens sieben Prozent zu erhöhen. Das ergäbe eine Aufbesserung des Unterhaltshilfesatzes für den Alleinlebenden um 20 DM auf 140 DM und für ein Ehepaar um 30 DM auf 210 DM sowie des Kinderzuschlages um 7 DM auf 49 DM.

In Voraussicht dieser Verhältnisse hatte bereits vor einigen Wochen der Bund der Vertriebenen eine Unterhaltshilfenerhöhung gefordert. Unter Berücksichtigung der letzten Entwicklung bei den Fürsorgesätzen fordert der Lastenausgleichsausschuß des Bundes der Vertriebenen nunmehr eine Erhöhung der Unterhaltshilfe, und zwar so, daß die Aufbesserung mindestens 20 DM, für den Ehegatten 10 DM und je Kind 7 DM betragen müsse.

An die Fraktionen des Bundestages ergeht der Appell, nunmehr schleunigst zu handeln und die Anregungen der Vertriebenenverbände durch einen Initiativantrag an des Plenum zu verwirklichen. In sechs Bundesländern stehen während der nächsten zwölf Monate Landtagswahlen bevor. Die Vertriebenen werden sich sehr dafür interessieren, welche Parteien Verständnis für die Sorgen der Vertriebenen haben.

Familien-Nachrichten

Geburt

Zum zweiten Male wurde der Mühlenbesitzer Richard Beyer, früher Schloßmühle bei Hammerstein, jetzt in Clausthal-Zellerfeld, Forsthaus Dammgraben Urgrößvater. Seine Urenkel sind Silke und Kai Petersen. Eltern: Otto und Sigrid Petersen, geb. Neufeldt und die stolzen Großeltern Erich und Hanna Neufeldt, geb. Beyer in Elmshorn/Holst., Alter Markt 15.

Geburtstage



Am 14. Juni 1958 wird ein bekannter Flatower, der Bäckermeister i. R.

August Nallaweg
90 Jahre alt.

Jetzt wohnt er bei seiner Tochter, Frau Jürgens, in Schwerin/Mecklenburg, Waldschulweg und ist noch, wie man sieht, rüstig.
Herzliche Glückwünsche!

- 86 Jahre alt wurde am 30. März Frau Bertha Schielke aus Hammerstein, Ratzebuhner Str. Sie ist wohllauf und grüßt alle Bekannten aus Blankenburg/Harz, Rübeländer Str. 22.
- 86 Jahre alt wird am 24. Mai Fräulein Elise Kliewer aus Flatow. Die Jubilarin erfreut sich noch bester Gesundheit und wohnt jetzt in Enkenbach/Pfalz, Heidestr. 2. Früher stand sie in Flatow lange Zeit dem Haushalt der Kaufmannsfamilie E. Hahlweg vor und ist vielen Flatowern als Tante Lise gut bekannt.
- 85 Jahre alt wurde am 23. April Ldsm. Gustav Kietzmann aus Krojanke. Jetzt: Wersen 142, Kr. Tecklenburg.
- 85 Jahre alt wurde am 16. Mai Frau Alma Kutter aus Flatow, Litzmannstr. 27. Sie ist noch sehr rüstig und wohnt bei ihrer Enkelin Giesela Goppold, geb. Hahlweg in Bottrop/Westf., Wenster Str. 82.
- 85 Jahre wird am 24. Mai Frau Martha Affeldt aus Barkenfelde. Sie ist gesund und munter und wohnt bei ihrer Tochter Anna Schütt in Teltow-Seehof, Karl-Liebkecht-Str. 4.
- 83 Jahre alt wird am 3. Juni Frau Auguste Schidda, geb. Gläser aus Heinrichswalde. Sie sendet allen Verwandten und Bekannten herzliche Grüße und wohnt in Jüterborg (Neumark), Dorfstr. 36.
- 83 Jahre alt wird am 26. Mai Ldsm. Johann Mock aus Marianenhof bei Radawitz, Kr. Flatow. Er begeht diesen Tag in geistiger und körperlicher Frische mit seiner Ehefrau Katharina bei seinem Sohn Friedrich in Aachen, In den Heimgärten 25.
- 82 Jahre alt wird am 31. Mai Ldsm. August Blank vom Steinberg (Grabau). Jetzt wohnt er bei seiner Tochter Anna in Bergisch Gladbach, Schützenstr. 66 und grüßt alle seine Bekannten.



Am 17. Mai 1958 wurde die Witwe
Frau Albertine Hoffmann
aus Gr. Jenznick, Kr. Schlochau
81 Jahre alt.

Sie wohnt jetzt bei ihrer Tochter Herta Haase in Ballin, Bez. Neubrandenburg (Meckl.)

Herzliche Glückwünsche!

- 81 Jahre wird am 25. Mai Frau Emilie Rux, geb. Pick, früher Ruthenberg, Kr. Schlochau. Jetzt: Schwarzenbek/Holstein, Binde Koppel 26.
- 80 Jahre alt wurde am 16. Mai Ldsm. Otto Fedtke aus Mossin. Er ist noch rüstig und nimmt am Geschehen noch regen Anteil. Trotz all der vielen Schicksalsschläge ist es ihm vergönnt, inmitten seiner in Münster wohnenden Kinder zu leben. Jetzt: Münster i. W., Am Kleibach 20. Allen Mossinern herzliche Grüße!

- 79 Jahre alt wurde am 29. April Frau Mathilde Nitz, geb. Ewert geb. in Neuguth), zuletzt wohnhaft in Dieckhof, Kr. Schlochau. Jetzt bei ihrem Sohn Ernst Nitz in Röttgen über Bonn, Reichsstr. 35.
- 76 Jahre alt wurde am 17. Mai Frau Adeline Rach, geb. Sonnenberg aus Schwente, Kreis Flatow. Jetzt: Schlewecke (Nette) über Hildesheim.
- 75 Jahre alt wird am 23. Mai Fräulein Erna Rumler aus Pr. Friedland. Seit ihrem Fortzug aus Kulm/Westpr. lebte sie als Wäschenäherin in Pr. Friedland und hatte einen großen Bekanntenkreis. Jetzt: (23) Vinte über Bramsche (Schoellerhof).
- 75 Jahre alt wurde am 18. Mai Frau Antonie Rehbronn, geborene Flatowerin, zuletzt in Stettin, Preußische Str. 26. Jetzt: Augsburg, Springergasse 6, I bei Engelhart.
- 74 Jahre alt wird am 18. Juni Landsmann Julius Birkholz aus Neu-Grunau, Kr. Flatow. Er lebt jetzt bei seiner Schwiegertochter und 2 Enkelkindern in Oldenburg, Holstein, Kurzer Kamp 76. Viele Grüße allen Bekannten!
- 71 Jahre alt wird am 23. Mai die Witwe Berta Geffe, geb. Ring aus Abb. Landeck I. Jetzt wohnt sie bei ihrem Sohn Wilhelm und dessen Familie in Düsseldorf-Unterrath, Norderneyst. 7.
- 70 Jahre alt wurde am 19. April Ldsm. Max Daschke, früher Wehnershof, jetzt: Hamburg-Fuhlsbüttel, Eschenweg 12.
- 70 Jahre alt wurde am 9. Mai Bau-Ingenieur Bruno Brandt aus Pr. Friedland (nicht aus Flatow, wie in der Nr. 4 mitgeteilt). Jetzt: Düsseldorf, Parkstr. 70.
- 70 Jahre alt wird am 27. Mai der Bauer und Gastwirt Albert Habermann aus Posenberg, Kreis Flatow. Jetzt hat er wieder ein Eigenheim in Hochneukirch, Kr. Grevenbroich, Mühlenstr. 75. Mit dem Bild in der heutigen Ausgabe grüßt er alle seine Landsleute.
- 67 Jahre alt wurde am 22. April Ldsm. Otto Steindorf, früher Pagelkau. Jetzt: Geesthacht/Elbe, Kehr wieder 5.
- 65 Jahre alt wurde am 19. Mai Ldsm. Andreas Stuwe aus Kramsk. Jetzt: (14b) Völlkofen, Kr. Saugau.
- 62 Jahre alt wurde am 18. Mai Frau Anna Schulz, geb. Wollschläger aus Kramsk. Jetzt: (14b) Völlkofen, Kr. Saugau.

Vermählung

Ihre Vermählung am 28. 3. 58 geben bekannt: **Richard Stern und Frau Gerda**, geb. Oestreich, früher Hammerstein-Gienow, Kr. Schlochau. Jetzt: Heidenheim (Brenz), Alb.-Schweitzer-Str. 25 (Württ.)

Silberhochzeit

Bürgermeister Gerhard Wilke, Sohn des früh. Fuhrunternehmers Ernst Wilke, und seine Ehefrau Gerda, geb. Voll aus Pr. Friedland, feierten am 29. April in ihrer neuen Heimat Horst/Holstein, Bahnhofstr. 7 das Fest der Silbernen Hochzeit.

Am 7. Juni feiern das Fest der Silbernen Hochzeit Lehrer **Aloys Arndt und Frau Cäcilia**, geb. Köhn, früher Damnitz, jetzt: Schleddehausen, bei Osnabrück.

Goldene Hochzeiten

Das Fest der Goldenen Hochzeit feiern am 26. Mai die Eheleute **Emil Steuck und Frau Helene**, geb. Schrandt aus Linde, Kr. Flatow. Jetzt: Ritterhude, Bez. Bremen, Am Schafkoven 4.

Am 1. Juni feiern die Eheleute Postschaffner a. D. **Paul Kennert und Frau Marta**, geb. Grotzke, früher Pollnitz, jetzt: Lceste 249 über Bremen 5, so Gott will, das Fest der Goldenen Hochzeit. Allen Verwandten und Bekannten herzliche Heimatgrüße!

Bestandene Meisterprüfung

Die Meisterprüfung im Friseurgewerbe bestand am 30. März bei der Handwerkskammer Hamburg Frau **Kriemhild Pohlmann** aus Wyk auf Föhr. Tochter der Friseurmeisters Paul Konitzer, früher Linde, Kr. Flatow.

Fern der Heimat starben

der frühere Landwirt und Bürgermeister **Franz Kummick** aus Kramsk im Alter von 83 Jahren am 4. 4. 1958. Er folgte seiner Frau Marta nach einem Jahr und wohnte bei seinem Sohn Franz in Hannover-Limmer, Harenberger Str. 133, III.

Ldsm. **Wilhelm Bettin** aus Hammer, Kr. Flatow am 16. 2. 1958 im 83. Lebensjahre. Zuletzt: Berlin-Schöneberg, Grunewaldstr. 54.

Ldsm. **Bruno Kuß**, zuletzt wohnhaft in Hamburg-Langenhorn, Wollgrasweg 2.

Frau **Viktoria Krause** aus Förstenu, 65 Jahre alt am 14. 2. 58, zuletzt wohnhaft in Bad Kreuznach, Bosenheimer Str. 128.

Frau **Therese Wehner** aus Quaks bei Eickfier, 94 1/2 Jahre alt, bei ihrer Tochter Martha in Triebsees, Pommern.

Voranzeige:

Baldenburger Treffen in Berlin am 13. Juli 1958 im »Prälaten«, Berlin-Schöneberg

Anschriftenänderungen

Albert Gustke aus Hammerstein. Jetzt: Elmshorn/Holstein, Heinrichstr. 12. — Margarete Hoffmann aus Hammerstein. Jetzt: Hannover, Ellernstr. 6c — Käte Kolajewski, geb. Lach aus Pr. Friedland, Rosenstr. 10. Jetzt: Neuß, Eichendorffstr. 48 — Alois Komischke aus Förstenau. Jetzt: (22c) Frechen, Fliederweg 16 — Hedwig Kraatz aus Ruthenberg. Jetzt: Mahlerten Nr.16, Post Norstemmen, Kr. Alfeld/Leine — Elfriede Niederbrenner, geb. Wenzlaff aus Flatow, nebst Mutter Johanna Wenzlaff, geb. Zieroth aus Gr. Friedrichsberg, Kr. Flatow. Jetzt: (23) Melle, Oststr. 20 — Minna Penke aus Elsenau. Jetzt: Berlin-Reinickendorf 3, Schillingstr. 19, part. — Meta Maaß, geb. Rieck aus Flatow. Jetzt: Bonn, Stockenstraße 19 bei Schlichting — Hedwig Lucht aus Schlochau, Kreuzstr. 3. Jetzt: (23) Ritterhude (Bez. Bremen), Grüne Str. 16 — Martha Janke, früher Buchholz, Kr. Schlochau. Jetzt: (21b) Plettenberg 3 (Westf.), Auf dem Loh 65 (bei Sohn Horst) — Ida Falk, geb. Rook aus Kramsk. Früher Stettin. Jetzt: Hamburg-Billstedt, Steinfurther Allee 45a im eigenen Hause ihrer Tochter Gerda Harten, geb. Falk — Hildegard Fischer, geb. Wolter aus Schlochau. Jetzt: (17a) Karlsruhe-Hardtwald, von Beckstr. 7 — Lisa Hasse und Willi Hasse (Upel) aus Flatow. Jetzt: Oldenburg i. O., Birkenhof 1 — Willi Reichau aus Pr. Friedland. Jetzt: Schuhhaus Bauerrichter, Inh. Willi Reichau, Heepen, Kr. Bielefeld, Bielefelder Str. 222 — Familie Emil Gutzmann aus Prechauer Mühl, später Weeze, Kr. Geldern. Jetzt: Apeln 90 über Wunstorf/Han.

Pfungstgrüße

Herzliche Pfungstgrüße senden wir allen Bekannten aus Landeck und Umgebung. Familie Kuglin und Geschwister Schwalbe, Quickborn/Holst., Bahnhofstr. 38.

Herzliche Grüße an alle unsere Bekannten aus Wehnershof, Zanderbrück und Hammerstein zum Pfungstfest: Margarete Grambow, geb. Gehrke in Berlin-Charlottenburg 5, Holtzendorffstr. 8; Paul Gehrke, Berlin-Friedrichshain (Ost), Finowstr. 33a, ebenfalls Frau Frieda König aus Wehnershof; Fritz Gehrke, Berlin-Spandau, Hohenzollernring 98d.

Allen Landsleuten aus Baldenburg und Umgebung wünsche ich ein frohes Pfungstfest. Paul Teske in Hardebeck, Post Brokstedt/Holstein.

Die besten Grüße zum Pfungstfest sendet allen Eickfieriern Frau Elisabeth Gollnick, geb. Mania, Hannover, Haltenhoffstr. 5.

Recht herzliche Pfungstgrüße senden wir allen Kramskern aus Düsseldorf. Kölner Str. 263: Frau Hedwig Prilla und Kinder Paul, Hildegard, Helena und Gertraud, früher Kramsk. Es schließt sich diesen Grüßen an: Fräulein Emma Splett, früher Mossin, jetzt Düsseldorf, Oberbilkler Allee 305.

Familienanzeigen

Qudrun Martha Renate

Mit großer Freude zeigen wir die Geburt unseres ersten Kindes an.

Annenh Mahlert, geb. Kanthak
Heinrich Mahlert

früher Stegers, Kreis Schlochau

Hannover, den 4. April 1958 (20a) Rethen (Leine)
Hermann-Löns-Str. 25

70 Jahre alt

wurde am 22. Mai 1958 unsere liebe Oma, meine Mutter

Frau Alwine Dubberke

aus Pollnitz, Kr. Schlochau, jetzt wohnhaft in Vinnhorst bei Hannover, Ziegeleiweg 2.

Im Gedenken an die alte, liebe Heimat allen Bekannten und Verwandten recht herzliche Grüße.

Frau Margarete Thedt nebst Angehörigen

Unserem 2. Vorsitzenden, Ldsm. Aloys Spors zu seinem
60. Geburtstag

die herzlichsten Glückwünsche. Möge sein Wunsch, in die liebe Heimat zurückzukehren, recht bald in Erfüllung gehen!

Heimatkreisgruppe Schlochau-Flatow
für Osnabrück und Umgebung
in Osnabrück

»Ich kenn ein' hellen Edelstein von köstlich hoher Art«

Mit diesem, seinem alten Lieblingslied grüßen wir unseren lieben Landsmann, den Kaufmann und Gastwirt

Aloys Spors

Inhaber des »Gasthofes zur Friedenseiche« aus Förstenau zu seinem
60. Geburtstag

am 30. Mai 1958 in Osnabrück, Teutoburger Str. 26 aufs herzlichste und wünschen ihm von ganzem Herzen die beste Gesundheit.

Die alte, treue Förstenauer Kundschaft

Wir wünschen unseren Pr. Friedländer Landsleuten und allen Bekannten ein recht frohes Pfungstfest!

Mit heimatischen Grüßen
Schneidermeister Max Warmbier
und Frau Trudel, geb. Ueckert

Ahrensburg/Holst., Rondell 8 fr. Pr. Friedland, Markt 4

Wir geben unsere Verlobung bekannt:

*Wilma Sabine Goedke
Günther Bartlau*

4. Mai 1958

Hamburg 21
Uhlenhorster Weg. 44

Braunschweig-Gliesmarode
Pappelberg 15
fr. Pr. Friedland

Wir haben uns verlobt

*Maria-Lotte Sauer
Horst Gramenz*

Duisburg-Hamborn, Wiesenstr. 1

fr. Jüterbog Pffngsten 1958 fr. Pr. Friedland
Stadtrandsiedlung

Wir beehren uns, die Vermählung unserer Tochter Hanneliese mit Herrn Assessor jur. Werner Habermann, Stolzenau/Weser anzuzeigen.

Georg Ritgen und Frau Lore, geb. Davidis
Morbach, Bez. Trier, früher Barkenfelde

Die kirchliche Trauung fand am 16. Mai 1958 in Morbach, Bez. Trier, statt.

Gleichzeitig teilen wir hierdurch noch nachträglich mit, daß unser Ältester, Karl-Eugen, am 28. November 1953 Hildburg, geb. Schütz, Enkirch/Mosel heiratete und daß sie inzwischen zwei Kinder, Heide und Gabriele, bekommen haben. Sie wohnen in Enkirch/Mosel (Berghof).

*Werner Habermann
Hanneliese Habermann, geb. Ritgen*

Vermählte

Danksagung

Von den vielen Menschen, die das Kreisblatt lesen, sind einige darunter, die uns früher gut gekannt, 86 Gratulanten sind es glatt gewesen, aus der Zone, Berlin und aus dem Heimatland! Eine kirchliche Feier bei der Tochter stattfand, in der Stube sah man viele Blumen stehn, auch der Bezirksbürgermeister kam als Gratulant, und eine Urkunde vom Bischof war auch sehr schön! Der Neffe hatte den Lebenslauf geschrieben, die Umrahmung dazu war ganz wunderbar, auch der Schwiegersohn war nicht zurückgeblieben, es wußte keiner, daß er auch Dichter war! Hiermit sage ich allen Gratulanten recht herzlichen Dank, die nach Jahren an uns noch so freundlich gedacht, wir werden daran denken unser Leben lang, denn es hat uns wirklich viel Freude gemacht.

Mit den besten Grüßen!

Wilhelm Kuchenbecker, früher Förstenau

Für die besonders zahlreichen Glückwünsche und schönen Geschenksendungen zur Konfirmation meines Sohnes
Wilhelm-Gunnar
danke ich allen Bekannten recht herzlich.

Frau Edith Klinner, geb. Rieck
früher Loosen, Kr. Schlochau
jetzt: Cochstedt bei Aschersleben, Böcklinger Str. 131

Für die vielen Gratulationen anlässlich der Konfirmation unserer Tochter Ute sagen wir allen Heimatfreunden unseren herzlichsten Dank.
Erwin Mönch

Rheinhausen, Brückenstr. 12

Für die vielen Gratulationen zur Ersten heiligen Kommunion unserer Tochter Rosemarie danken wir herzlich.
Martin Dorau und Frau Theresia, geb. Dahlke
Glandorf 234, Kr. Osnabrück früher Lissau

Es ist bestimmt in Gottes Rat,
daß man vom Liebsten, was man hat,
muß scheiden.

Am 26. April 1958 entschlief sanft nach einem arbeitsreichen, schicksalsschweren und aufopfernden Leben für ihre Lieben, zuletzt wohnhaft bei ihrem ältesten Sohn, Gustav Schmidt in Sehnde, Kreis Burgdorf, unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Groß- und Urgroßmutter

Frau Wilhelmine Schmidt, geb. Kitzmann
im Alter von 88 Jahren. Sie folgte ihrem Ehemann Hermann Schmidt, der auf der Flucht tödlich verunglückte, nach 13 Jahren.

In stiller Trauer:

Gustav Schmidt und Frau Auguste, geb. Schmidt
Sehnde, Kreis Burgdorf

Wilhelm Grothof und Frau Emilie, geb. Schmidt,
Bolzum

Heinrich Krone u. Frau Marie, geb. Schmidt, Bolzum
Willy Schmidt, vermißt, und Frau Ida, geb. Voelzke,
Enkel und Urenkel [Bolzum]

Bolzum über Hannover
früher Marienfelde, Kr. Schlochau

Weinet nicht an meinem Grabe,
gönnet mir die ew'ge Ruh.
Denkt, was ich gelitten habe,
eh' ich schloß die Augen zu.

Am 20. April 1958 verstarb fern der Heimat nach langem, schwerem Leiden meine liebe Frau, unsere liebe, gute Mutter, Großmutter und Urgroßmutter

Pauline Theus, geb. Millner
im 63. Lebensjahre.

In stiller Trauer:

Leo Theus
Fritz Pusch und Frau Charlotte, geb. Theus
Hermann Könniger und Frau Elisabeth, geb. Theus
Herbert Hoffmann und Frau Margarete, geb. Theus
Helmut Reichmann und Frau Hildegard, geb. Theus
Arno Stumpf und Frau Irmgard, geb. Theus
Otto Schiewek und Frau Inge, geb. Theus
Elf Enkelkinder und ein Urenkel
Schwester, Schwägerin und Tante
und alle Angehörigen

Preetz/Holstein, den 22 April 1958
Wilhelm-Raabe-Str. 15 (Siedlung)
früher Schlochau-Buschwinkel
Stadttrandsiedlung 9

Trauerfeier am Donnerstag, dem 24. 4. 1958, 15 Uhr
in der Friedhofskapelle Preetz.

Am 2. Osterfeiertag, dem 7. April 1958, nahm Gott der Herr unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Oma, Uroma, Ururoma und Tante

Emilie Kuß, geb. Ladwig

vorbereitet durch die hl. Sterbesakramente im Alter von 91 Jahren zu sich in die Ewigkeit.

In stiller Trauer im Namen aller Angehörigen:

Hohnstorf/Elbe
Kr. Lüneburg

Familie Leo Kuß
fr. Pollnitz
Kr. Schlochau

Nach Gottes ewigem Ratschluß entschlief am 17. Februar 1958 nach kurzer, schwerer Krankheit unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und Großmutter

Agnes Roggenbuck, geb. Kanthak

im Alter von fast 74 Jahren.

In tiefer Trauer:

Martin Schulz und Frau Hedwig, geb. Roggenbuck
mit Werner und Ursula Torney-Neuwied/Rhein
Otto Habel und Frau Agnes, geb. Roggenbuck
mit Edith, Winfried und Raphael,

Stuttgart, Immenhofer Str. 32
Franz Strei und Frau Elisabeth, geb. Roggenbuck
Lengfeld (Odenwald), Reinheimer Str. 1

Werner, Günther als Enkel

Torney-Neuwied/Rhein, 20. Februar 1958
früher Flötenstein (Kittelende), Kr. Schlochau

Schmerzliches Gedenken

zum 1. Todestage am 7. Juni 1958 meines lieben Mannes
und treuen Lebensgefährten

Hans Schlaak

Landwirt und Fleischbeschauer

aus Hohenfier, Kreis Flatow/Pom.

Sein Leben war Mühe und Arbeit.

Sein Wunsch, seine alte Heimat und seine eigene Scholle
noch einmal wiederzusehen, ging nicht in Erfüllung.

Dieses zeigt in stiller Wehmut allen Heimatfreunden an
Erna Schlaak, geb. Zimmermann
nebst Anverwandten

Oberaula über Bad Hersfeld, im Juni 1958
früher Hohenfier

Hier wohnt der Friede,
Ist ewiges Licht,
Drum weinet nicht!

Zum Gedenken an den einjährigen Todestag meines
unvergesslichen Mannes, unseres guten Vaters,

des Gendarmeriemeisters i. R.

Albert Dobberstein

aus Flatow.

Schmerzlich vermißt!

Luise Dobberstein und Kinder

Braunlage, den 1. Juni 1958

Das »Neue Schlochauer und Flatower Kreisblatt« erscheint monatlich einmal am Monatsende und kostet vierteljährlich durch die Post bezogen 1,56 DM und 9 Pfg. Zustellgebühr. Im Unterbezug beträgt der Preis monatlich 0,52 DM + 3 Pfg.. Der Betrag ist im voraus zahlbar.

Postcheckkonto: Erich Wendtlandt, Sonderkonto Schlochau
in Hamburg Nr. 16746.

Herausgeber: Erich Wendtlandt, Bonn 5, Postfach 45

Druck: Buchdruckerei Helmuth Sund, Heide/Holstein.

Die heutige Ausgabe umfaßt 20 Seiten. Nr. 6 erscheint am
16. Juni 1958.